

Zeitfragen: Otto von Habsburg,

Evo Morales, Barbie

Nummer 2 – 8. Januar 2009 – 77. Jahrgang
Fr. 5,90 (inkl. MwSt.) – Euro 3,90

DIE WOCHE



Darwin lebt

Wie die Evolutionstheorie die Welt verändert hat.
Was vom wichtigsten Buch der Biologie bleibt. *Von Kai Michel*

Der Kampf von Coop

Wer ist Hansueli Loosli, der erfolgreichste Detailhändler im Land?
Von Carmen Gasser und René Lüchinger

Tricks und Tabus

Die Personenfreizügigkeit wird zum Hochamt. *Von Markus Somm*



**«Denken Sie nicht:
die hat es geschafft.
Denken Sie:
die hat geschafft.»**

Maryann Rohner, dipl. Steuerexpertin,
Managing Partner, Treureva, Zürich



Maryann Rohner geb. 1955 in Toronto | 1977 Praktikum an der University of Nebraska | 1980 lic. oec. HSG | 1984 dipl. Wirtschaftsprüferin | führt seit 1986 mit einem Partner ihre eigene Firma | 1988 dipl. Steuerexpertin | Mitglied der Revisionskommission der Schweizerischen Nationalbank | Verwaltungsrätin der ZFV-Unternehmungen | Mitglied der Steuer-Rekurskommission II des Kantons Zürich | Vorstandsmitglied der Treuhand-Kammer | Finance Director Business and Professional Women BPW | Sie singt und kocht überdurchschnittlich gut und liebt deutsche Literatur und Golf |

Steuerberatung: Wo Karrieren ihren Anfang nehmen. www.treuhand-kammer.ch

Intern

Beatrice Weder di Mauro empfängt zum Interview in einem kleinen Büro im Wirtschaftswissenschaftlichen Zentrum von Basel. Zwei Stunden später als geplant, ihr Zug war verspätet. Dass ihr straff geplanter Terminkalender durcheinanderkommt, scheint die Schweizerin, die in Deutschland lebt und nur selten in heimischen Gefilden weilt, nicht zu beunruhigen. In einer Seelenruhe beantwortet die Gewinnerin des Swiss Award 2004 in der Kategorie Wirtschaft die Fragen. Und verzieht keine Miene, auch wenn ihre Prognosen für unsere Wirtschaft noch so düster sind. Wie man so ruhig bleiben kann? Ganz einfach, sie habe



Düstere Prognosen: Ökonomin Weder di Mauro.

solche heftige Ausschläge schon häufig erlebt, allerdings in Schwellenländern. **Seite 32**

Als Redaktor Alex Baur für eine Bestandesaufnahme ins Reich von Evo Morales reiste, dem vermeintlich ersten Indianer im Präsidentenpalast von La Paz, war dies auch eine Reise in seine eigene Vergangenheit. Baur hatte Anfang der achtziger Jahre während mehrerer Jahre in Peru und Bolivien gelebt und die Andenregion später immer wieder als Reporter bereist. Dank seiner Frau, die aus einer traditionellen Quechua-Familie stammt, ist ihm die Welt der Indios vertraut. Trotzdem hat unser Autor einen Zugang gewählt, der selbst für ihn ungewohnt war: Er beschreibt die sozialistischen Experimente in Bolivien aus der Sicht einer weissen «Oligarchin», die Morales zur Staatsfeindin erklärt hat. **Seite 38**

Für den Biologen Richard Dawkins ist die Sache klar: Sollten uns einmal Ausserirdische

besuchen, werden sie, um den Entwicklungsstand unserer Zivilisation zu ermitteln, nur eine Frage stellen: «Habt ihr die Evolution schon entdeckt?» Erst dann, so Dawkins, hat eine Kultur den Zustand der Reife erreicht. Mit Recht also feiert jetzt die Welt Charles Darwin, dem sie das Wissen um die Entwicklung



Runder Geburtstag: Wissenschaftler Darwin.

des Lebens verdankt. Am 12. Februar jährt sich sein Geburtstag zum 200. Mal. Kai Michel erzählt ab **Seite 24**, wie der grosse Wissenschaftler die Wirkmechanismen der Evolution enthüllte und damit die Weltformel des Lebens formulierte. *Weltwoche*-Lesern ist Michel als Autor präziser Wissenschaftsgeschichten bekannt. Der Historiker war Redaktor bei der *Zeit* in Hamburg und bei *Facts* in Zürich. Seit dem Ende des Nachrichtenmagazins schrieb er als Autor für Magazine wie *Geo*, *Mare*, *Brand eins* oder *NZZ Folio*. Bei der *Weltwoche* ist er für die Themen der Wissenschaft zuständig.

Mit dieser Ausgabe stösst auch Peter Keller zur Redaktion. Er hat die *Weltwoche* zuvor als freier Autor mit elegant geschriebenen Beiträgen bereichert. Er wird das Inland-Ressort verstärken und sich vor allem mit Zeitfragen, aber auch wirtschaftspolitischen Themen befassen. Keller hat an der Universität Zürich Geschichte studiert und ist seit seinem Studium als Mittelschullehrer am Kollegium St. Fidelis in Stans tätig. Er stammt aus Nidwalden und gehört dort als Mitglied der SVP-Fraktion dem Landrat an. Überzeugt davon, dass das Milizsystem die Schweiz auszeichnet, sehen wir keinen Konflikt zwischen einem politischen Engagement und dem journalistischen Auftrag der *Weltwoche*. Wir begrüssen die beiden neuen Kollegen herzlich und wünschen ihnen einen guten Start. *Ihre Weltwoche*



KALTBACH Raclette Scheiben Natürlich in der Höhle gereift

Die Käseläibe für unser unvergleichlich würziges Raclette werden in der Sandsteinhöhle von Kaltbach sorgfältig ausgereift. Die Reifezeit dauert etwa doppelt so lange wie beim normalen Raclette. Probieren Sie das wunderbar cremige KALTBACH Raclette aus der edlen 300g Packung und bereits in Scheiben geschnitten.



schweizerische

Gewinnen Sie eines von 100 Raclette Sets!

Einfach diesen Gewinncoupon ausfüllen und einsenden. Und schon sind Sie mit etwas Glück bereit für den nächsten Raclette-Abend: Ein Bon für KALTBACH Raclette Käse, ein Candle Light Raclette Öfeli, das KALTBACH Gewürz und ein Beutel für Ihre Kartoffeln.



Name Vorname

Strasse PLZ/Ort

Geburtsjahr Unterschrift

JA, ich interessiere mich für Informationen und Veranstaltungen der «Friends of KALTBACH».

Einsendeschluss ist der 10. Februar 2009. Einsendeadresse: Emmi Käse AG, «KALTBACH Raclette», Postfach 4464, 6002 Luzern. Kein Kaufzwang. Teilnahmebedingungen unter www.emmi-kaltbach.ch

LEHRER

Microsoft®
Your potential. Our passion.™

Martin Mathiuet eignete sich in einem Weiterbildungsprogramm wichtige Computerkenntnisse an. Inspiriert davon gründete er ein Microsoft Community und Learning Center in der Surselva, um anderen Menschen zu ermöglichen, ihre Fähigkeiten zu entwickeln. So hilft er und Microsoft, eine alte Sprache und die Kultur zu erhalten. Lesen sie mehr auf www.aufmeinemweg.ch

SCHÜLER

Bilaterale

Ungebremste Zuwanderung bringt Wohlstandsverluste. Die Lehren des Pazifikkriegs.
Von Roger Köppel

Die Leserbriefseite der *Neuen Zürcher Zeitung* bringt oft Einsichten, die im redaktionellen Teil vergeblich gesucht werden. Am letzten Dienstag hiess es in einer erstaunlich direkten Zuschrift: Mit der Absegnung der bilateralen Personenfreizügigkeitsabkommen im nächsten Februar verliere die Schweiz «jede Möglichkeit, zu entscheiden, wie viele Menschen einwandern dürfen und welche Anforderungen sie erfüllen müssen». Darum geht es. Will die Schweiz weitgehend die Kontrolle über die Zuwanderung abgeben oder nicht? Jedes drittklassige Hotel hat einen Portier, der darauf achtet, dass die richtigen Leute ins Haus kommen.

Die Sache ist weniger kompliziert, als sie dargestellt wird. Ungebremste Zuwanderung verwässert die Qualität. Kein international erfolgreicher Fussballverein nimmt alle Spieler auf, die gerne für ihn spielen würden. Man akzeptiert nur die besten, die in aufwendigen Verfahren ermittelt werden. Wenn einer die Leistung nicht mehr bringt, muss er sich anderswo umsehen.

Die Schweiz ist eine Art Real Madrid der Industrie- und Dienstleistungsstaaten. Die Löhne sind hoch, die Lebensqualität ist hervorragend, die Attraktivität beträchtlich. Hier kommt der erste Denkfehler der Bilateralisten: Um weiterhin erfolgreich zu sein, braucht die Schweizer Wirtschaft tatsächlich auch hervorragende Gastarbeiter und Auslandprofis. Aber sie braucht keine bilateralen Verträge mit der EU, die ihr Souveränität entwenden; sie braucht einen offenen Arbeitsmarkt ohne flankierende Abschottungen. Den kann sie aus eigener Kraft gestalten.

Die Bilateralisten bewegen sich im Widerspruch: Auf der einen Seite reden sie uns ein, der Zuwanderungsautomatismus auch und gerade mit vormodernen Oststaaten wie Rumänien oder Bulgarien sei im vitalen Eigeninteresse der Schweiz. Auf der anderen Seite behaupten sie, eine Ablehnung der Personenfreizügigkeit würde scharfe Vergeltungsmassnahmen der EU nach sich ziehen. Beides kann gleichzeitig nicht wahr sein.

Droht die EU für den Fall eines Neins, ist ein Ja im Interesse der EU, sonst würde sie nicht drohen. Ist die Personenfreizügigkeit wirklich im Schweizer Interesse, braucht es keine Drohungen. Tatsache ist eben: Das Freizügigkeitsabkommen ist vor allem im Interesse der



Politische Sehnsuchtsoase Brüssel.

EU, deshalb würde sich die EU über eine Ablehnung der Verträge durch die Schweiz ärgern. Warum? Weil die EU als nichtdemokratisches Gebilde ihre Ideologie der Grenzauflösung und der supranationalen Staatswerdung besser verkaufen könnte, wenn ein urdemokratisches Land wie die Schweiz seine Grenzen freiwillig aufhebt.

Dies ist aus Sicht der Europäischen Union nachvollziehbar und legitim, aber dass führende Schweizer Politiker ihren Landsleuten dauernd den Bären aufbinden, der Personenbilateralismus sei im Interesse der Schweiz, ist ein sichtbares Zeichen für vorauseilenden Gehorsam. Nach wie vor wird in Bern der politischen Sehnsuchtsoase Brüssel entgegen gearbeitet.

Jedes Land ist stolz auf seine Eigenheiten und legt Wert darauf, anders sein zu wollen als andere Länder. Führende Politiker und Parteien der Schweiz freilich setzen seit Jahren alles daran, die Schweiz immer gleicher und verwechselbarer zu machen im grossen europäischen Einheitsbrei. Anpassung kann vernünftig sein, aber sie darf wesentliche Qualitäten nicht beeinträchtigen. Eine herausragende Qualität der Schweiz sind ihre direktdemokratischen Institutionen.

Die Leute haben viel zu sagen, überwachen die Politik und achten darauf, dass der Staat der Wirtschaft nicht mehr Steuern abverlangt als nötig. Die Freizügigkeitsabkommen bringen weitere Einschränkungen der direkten

Demokratie. Demokratieverlust heisst Souveränitätsverlust heisst Kontrollverlust. Dass sich gerade führende Unternehmer und Wirtschaftsverbände blind hinter die EU-Kampagne stellen, ist ein betrüblicher Beleg für die Tatsache, wie wenig selbst gestandene Geschäftsleute die Politik des Landes verstehen, dem sie ihren Wohlstand verdanken.

Die Schweiz ist eine herausragende Marke. Ihre Unabhängigkeit macht nicht nur den Reiz, sondern auch eine wesentliche Qualität des Standorts aus. Als reiches Land wird sie eine unkontrollierte Zuwanderung mit Wohlstandsverlusten bezahlen, genauso wie auch Eliteuniversitäten oder Fussballspitzenklubs ihr Niveau ohne strenge Zugangskontrolle nicht halten können.

Die blauäugigen Gutachten, die von wissenschaftlichen Forschungsstellen im Auftrag politisch interessierter Kreise erstaunlich devot abgeliefert werden, berichten freudig von «durchwegs positiven» Auswirkungen der Freizügigkeit, obschon die Wohlstandsgewinne der Schweiz ehrlicherweise nicht auf Verträge zurückgeführt werden können, die erst seit wenigen Jahren in Kraft sind und ausserdem in ausserordentlich günstige Konjunkturzeiten fallen. Die Schweiz war und ist eines der weltoffensten Länder der Welt. Ob sie es bleiben will, hat sie selber in der Hand. Dazu braucht es keine Verträge, die man ihr mit Drohungen und unausgegorenen Analysen aufschwätzt.

Über die Feiertage habe ich endlich Max Hastings' monumentale Studie über das Ende des Pazifikkriegs gelesen, Geschichtsschreibung, wie man sie in der Schweiz, wohl auch aus Mangel an geeigneten Stoffen, so nicht zu lesen bekommt. Die entscheidende Frage bleibt: Warum haben die Japaner in einer absehbaren Harakiri-Aktion ihre Ehre, ihren Wohlstand und ihr kulturelles Erbe derart leichtfertig aufs Spiel gesetzt? Der spektakuläre, strategisch zweitrangige Hinterhaltsangriff auf Pearl Harbor lenkte nur die geballte Vernichtungskraft der grössten Industrienation auf das im Vergleich winzige fernöstliche Inselreich mit den bekannten, verheerenden Folgen.

Warum der Irrsinn? Antwort nach der Lektüre: Die Japaner glaubten, sie könnten damit durchkommen. Ihre Kriegsmaschinerie wurde auf der Grundlage einer gewaltigen Erkenntnislücke entfesselt. Weil man nichts von den Amerikanern wusste, unterschätzte man sie. Die beiden Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki machten abschliessend deutlich, dass sich Weltkriege für Aggressoren nicht lohnen. Die grösste und nachhaltigste Friedensleistung des letzten Jahrhunderts verdanken wir den schlimmsten Waffen, die jemals erfunden wurden.



Sieht man ihr nicht an: Barbie wird 50. Seite 42



Aufruhr: Boliviens Präsident Morales. Seite 38



Im Namen Gottes: Boxer Foreman. Seite 16

Aktuell

5 Editorial

11 Kommentar Solidarisch auf Kosten der andern

12 Tricks und Tabus

Die Befürworter der Personenfreizügigkeit setzen nicht auf Argumente – sie ziehen es vor, zu verwedeln, zu verschweigen und zu übertreiben

14 Kultur Hau den Heller!

16 Sport Big George

17 Asyl Krisenmanager Hollenstein

17 Personenkontrolle Maurer, Merz, Leuthard, Hug, Marty

18 Wirtschaft Meine drei Wünsche

19 12 Fragen an Marianne Cathomen

20 Mörgeli Zehn Jahre Euro-Land

20 Bodenmann Überall hets Chrüzli dra

21 Medien Die Rationalität des Negativen

21 Fernsehkritik der reinen Vernunft Papa knows best

22 Leserbrief

Hintergrund

24 Darwin lebt

Er hat Gott vom Thron gestossen, den Mensch zum Tier gemacht: Die Welt feiert Darwins 200. Geburtstag

26 Kreationisten Dinosaurier im Paradies

30 Der Kampf von Coop

Coop hat die Preise gesenkt: Wer ist Hansueli Loosli, der erfolgreichste Detailhändler im Land?

31 Detailhandel Coop vs. Denner

32 «Ach, das ist ein frommer Wunsch»

Ökonomin Beatrice Weder di Mauro ist überzeugt, dass die Wirtschaftsprognosen für die Schweiz zu optimistisch sind

34 Diskreter Bulle

Red Bull füllt mittlerweile die Hälfte seiner Energydrinks in Widnau SG ab. Ein segensreicher Standort

35 Im Blindflug

Das grosse Heer der Wirtschaftsexperten lag in seinen Einschätzungen für 2008 völlig daneben

36 Der Jüngling ist eine Femme fatale

Forscher entdecken ein unbekanntes Renaissance-Porträt der berühmten Lucrezia Borgia

38 Aufruhr in den Anden

Bolivien droht unter der Rassen- und Klassenpolitik seines Präsidenten Evo Morales auseinanderzubrechen

42 Blondine von Beruf

Die Puppe schlechthin wird dieses Jahr fünfzig

**Für den
grössten
Preisabschlag
aller Zeiten.** mehr als
**600
Marken-
artikel**

**Für Discountpreise
wie beim Discounter.**



Baer Camembert
Suisse crème, 125 g

~~2.90~~
2.55



Durgol Express
1 Liter

~~7.50~~
5.95



Feldschlösschen Bier Lager
10 x 33 cl

~~10.40~~
9.65



Gillette Rasiergel
empfindliche Haut, 200 ml

~~4.60~~
3.95



Thomy Senf mild
200 g

~~1.90~~
1.75



Knorr Stocki
3 x 3 Portionen

~~4.95~~
4.50



Nescafé Gold de Luxe, Glas
200 g

~~14.70~~
12.95



Lipton Ice Tea Lemon
6 x 1,5 Liter

~~11.20~~
10.35

*ausgenommen Aktionen. Preisvergleich bei Migros, Denner, Aldi.

Coop senkt die Preise von über 600 Markenartikeln um durchschnittlich 10%. Diese Markenartikel gibt es jetzt nirgends günstiger*. Für täglich zufriedene Kundinnen und Kunden.
www.coop.ch/discountpreise

coop

Für mich und dich.



«Ich habe eine Sympathie für das Bäuerliche»: Otto von Habsburg. Seite 44

Interview

44 «Wir sind feige, die Muslime nicht»

Otto von Habsburg, Sohn des letzten österreichischen Kaisers, hält Sarkozy für einen grossen Staatsmann und Putin für einen Verbrecher

Stil & Kultur

48 Bodenständiger Vamp Kate Winslet

50 Moderne Liebe Das bessere Ich

50 Namen Von Jane Birkin bis Rosamunde Pilcher

51 MvH Mein St. Moritz (Teil 2)

52 Trend Märchenmode

53 Luxus Die seriöse Herrenreise

54 Im Gespräch Chanel-Forscherin Marie-Hélène Lair

55 Auto Renault Koleos 2.5 4x4 Dynamique

56 Wein Chevalier Rouge 2006

56 Zu Tisch Restaurant «Falkenburg», Rapperswil

57 Objekte Range Rover Autobiography

57 Impressum

58 Niemand wird jemals sterben

Daniel Kehlmann hat mit seinem neuen Roman «Ruhm» Weltliteratur geschaffen

60 Jazz Lucas Heidepriem Trio

60 Film «Life»

61 Pop Animal Collective, Ladyhawke

61 Klassik Roberto Alagna

62 Doppelpass Folge 7

66 Darf man das?

66 Zitate

Autoren in dieser Ausgabe

Milena Moser



Die Schriftstellerin hat ein Faible für Barbies. Vier davon sitzen in ihrem Büro. Moser musste nicht eine Sekunde zögern, als wir sie anfragten, einen Essay über die Blondine zu schreiben, die ihren 50. Geburtstag feiert. Moser erklärt, weshalb Barbies für Mädchen alles andere als schädlich sind.

Smetek



Der Illustrator unseres Darwin-Titelbildes arbeitet seit einiger Zeit für die *Weltwoche* sowie weitere renommierte Blätter wie *Stern*, *Spiegel*, *Geo* und *Die Zeit*. Der gebürtige Pole wurde vielfach ausgezeichnet, zuletzt mit dem Honouring European Newspaper Award, 2008.

www.weltwoche.ch

Weltwoche zum Hören

Professionelle Sprecher lesen ausgewählte Artikel. Diese Woche:
– die Kolumnen von Ulf Poschardt (Auto) und Mark van Huissing
– «Die Rationalität des Negativen»: Kurt W. Zimmermann zum Prinzip «Bad news are good news»
www.weltwoche.ch/audio

Digitales Archiv mit PDF-Download und Volltextsuche

Wir haben einige der brisantesten Zeitabschnitte aus unserem Archiv digitalisiert. *Weltwoche*-Abonnenten können eine Vielzahl von Ausgaben im Volltext durchsuchen und 1:1 als PDF herunterladen. Auch alle übrigen Leser kommen nicht zu kurz: Blättern Sie in unseren Ansichtsexemplaren, zum Beispiel von 1968, 1945, 1939 oder vom 17. 11. 1933 (Ausgabe 1).
www.weltwoche.ch/75jahre

Platin-Club

Spezialangebot: 15 % Rabatt auf einer Auswahl klassischer Konzerte von Obrasso Classic Events
Produkt des Monats: 54 % Rabatt auf der Digitalkamera Canon Digital IXUS 860 IS

Mehr auf www.weltwoche.ch/platinclub

WÜRDEN SIE NOCH AN MEINE KONZERTE
KOMMEN, WENN ICH HIV-POSITIV WÄRE?
GEGEN AIDS. FÜR DIE BETROFFENEN.



AIDS-HILFE SCHWEIZ
AIDE SUISSE CONTRE LE SIDA
AIUTO AIDS SVIZZERO

Stephan Eicher unterstützt Menschen mit HIV.
Helfen Sie mit: PC-Konto 30-10900-5, www.aids.ch

 **LHIVE**
www.lhive.ch

 **AIDES**



«Jeder kennt in seiner Umgebung mehr oder weniger junge Männer, die den Unernst des Lebens mit einer Hingabe zelebrieren, die Frauen in völlige Ratlosigkeit stürzt.»

Beatrice Schlag schreibt in der *Weltwoche* von vergangener Woche über Männer, die nicht erwachsen werden wollen und die Verantwortung für eine Familie nicht übernehmen können.

Verpasst?

Damit Ihnen das nicht nochmals passiert, gibt's die *Weltwoche* auch im Abonnement.

- Ich möchte die *Weltwoche* 10 Wochen lang für Fr. 30.– Probe lesen. Im Vergleich zum Einzelverkauf spare ich Fr. 27.– SK 001 K12 001 001
- Ich bestelle ein Jahresabonnement der *Weltwoche* für nur Fr. 203.–. Im Vergleich zum Einzelverkauf spare ich Fr. 97.90 FK 001K12 001 001

Name, Vorname

Strasse, Nr.

PLZ, Ort

E-Mail

Coupon ausfüllen und einsenden an: Weltwoche Verlags AG, Abo-Service, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Oder abonnieren Sie die *Weltwoche* über Telefon 0800 80 44 80, Fax 043 444 50 91 oder www.aboservice@weltwoche.ch. Preise Inland inkl. MwSt., Stand 2009. Auslandpreise unter www.weltwoche.ch/abo.

Solidarisch auf Kosten der andern

Von Alex Baur — Zielstrebig und ohne demokratische Legitimation baut der Branchenverband Skos die Sozialhilfe in eine Volksrente um. Neu soll auch die Mittelschicht eingebunden werden.



«Modernes» Fürsorgesystem: Mindestlohn für alle.

Im letzten Lehrjahr brach Jasmin C.* gegen den heftigen Widerstand ihrer Eltern ihre Ausbildung ab. Ihre Mutter glaubt, dass der wahre Grund eine panische Angst vor der Lehrabschlussprüfung gewesen sei. Die eben volljährig gewordene Jasmin C. wich dem Konflikt im Elternhaus aus und zog bei einer ehemaligen Arbeitskollegin ein, die sie bei der Fürsorge einführte. Das Sozialamt zahlte fortan für ihren Lebensunterhalt – und schickte die Rechnung umgehend an die Eltern. Diese wären zwar ohne weiteres in der Lage gewesen, für ihre Tochter zu zahlen. Doch sie missbilligten das Vorgehen aus prinzipiellen Überlegungen. Die Eltern wollten Jasmin wieder zu Hause aufnehmen, mit der Auflage allerdings, dass sie die Lehre abschliesse. Zwar bekundete der zuständige Sozialarbeiter Verständnis für die Mutter. Doch aus rechtlicher Sicht war der Fall klar: Jasmin C. war volljährig, sie hatte ein Anrecht auf Sozialhilfe – und gemäss Artikel 328 ZGB kann die Gemeinde Angehörige zur Kasse bitten, sofern diese «in günstigen Verhältnissen» leben.

Der Fall C. ist ein Standardfall. Die Familie kam sogar relativ glimpflich davon. Richtig teuer wird es, wenn Drogentherapien anstehen. Auch Alters- und Pflegeheime für Senioren kosten die Familie schnell einmal ein Vermögen im wahrsten Sinn des Wortes. Dieser Mechanismus wird nun entschärft. Gemäss

einem Beschluss der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (Skos) sollen Fürsorgeämter künftig nur noch bei «Grossverdienern» Rückforderungen eintreiben. Angehörige, die weniger als 120 000 Franken Jahreseinkommen und eine halbe Million Franken Vermögen versteuern, sollen nicht mehr tangiert werden.

Doch das ist nur ein Zwischenschritt. Auf der Website der Skos plädiert eine klare Mehrheit von Bloggern aus der Sozialbranche für eine völlige Aufhebung der Rückerstattungspflicht von Sozialleistungen. Dabei wird mehrfach auf eine Studie der OECD verwiesen. Die internationale Wirtschaftsorganisation geisselte die eidgenössische Eigenheit schon vor zehn Jahren als «archaische Eintrittsbarriere», die Bedürftige vom Gang zum Sozialamt abschrecken solle.

Rückzahlungen von Fall zu Fall

Tatsächlich wird bloss ein Bruchteil der Fürsorgezahlungen von den Betroffenen oder ihren Angehörigen zurückgefordert. In der Praxis wird das Prinzip der Rückzahlbarkeit nur noch selektiv angewendet. Oft scheitern die Sozialämter schon bei den Steuerbehörden, die ihnen die Auskunft über die finanziellen Verhältnisse Angehöriger verweigern. Weil Abklärungen über die Landesgrenzen hinweg meist gar nicht möglich sind, werden Immigranten privilegiert, die über zwei Drittel der

Fürsorgebezüger stellen (*Weltwoche* Nr. 14/07). Argumente, die für die Beibehaltung des Systems sprechen, findet man dagegen kaum bei der Skos. Dabei kam die zitierte OECD-Studie auch zum Schluss, dass die Fürsorgeleistungen in der Schweiz weit über die Existenzsicherung hinausgehen und unter Umständen das Einkommen eines ungelerten Arbeiters übertreffen. Dies erschwert den Ausstieg aus der Fürsorgeabhängigkeit und die Wiedereingliederung. Ohne die moralischen und finanziellen Hemmungen, die viele vom Gang zum Sozialamt abhalten, wäre unser Luxusystem kaum tragbar.

Vor allem aber liegt es weder an der OECD noch an der Skos, das angeblich «archaische» Fürsorgesystem in ein «modernes» umzuwandeln. Über diese politische Grundsatzfrage haben Volk und Parlament zu entscheiden. Doch die Skos – ein privatrechtlicher Verein mit Vertretern aus Kantonen und Gemeinden – hat sich über die Jahre klammheimlich zu einer Instanz gemausert, die ohne solide demokratische Legitimation die Fürsorgepolitik im Land bestimmt. Die Richtlinien der Skos sind heute in den meisten Kantonen verbindlich. Schritt um Schritt wurde dabei der Grundsatz unterhöhlt, wonach die Fürsorgezahlung lediglich eine Anleihe ist, für den Fall, dass alle Stricke reissen. Der jüngste Entscheid der Skos ist Teil dieses Umbaus mit einem klaren Ziel: weg von der Fürsorge, hin zur Volksrente, zu einem Mindestlohn für alle.

Die Mittelschicht von der Beistandspflicht zu entbinden und mithin in die Reihen der Profiteure des Fürsorgestaates einzubinden, mag taktisch geschickt sein. Doch abgesehen davon, dass die Sozialindustrie die demokratischen Entscheidungswege faktisch aushebelt, spricht einiges für eine Beibehaltung des archaischen Schweizer Systems. Zwar haben die Rückforderungen «von Fall zu Fall» etwas Willkürliches. Doch statt das System als Ganzes zu kippen, könnte man es auch konsequent anwenden.

So aber fördert der Staat, im gleichen Mass, wie er dem Individuum die Verantwortung für sich und seine Angehörigen abnimmt, die gesellschaftliche Entsolidarisierung. Etwas weniger abstrakt: Wenn das Fürsorgeamt unsere Probleme löst, braucht sich der Einzelne nicht mehr darum zu kümmern. Doch der Eindruck trügt: In der Regel lösen Sozialämter keine Probleme, sie verwalten sie bloss.

Im Fall der Familie C. bedeutet dies: Damals, als die Eltern gegenüber ihrer erwachsenen Tochter noch eine Beistandspflicht hatten, setzten sie schon aus finanziellen Gründen alles daran, sie aus dem Teufelskreis der Abhängigkeit zu befreien. Auch auf Jasmin lastete ein Druck, sich dem Leben zu stellen und ihre Lehre zu beenden. Seit dem 1. Januar 2009 liegt die ganze Verantwortung für sie beim Staat.

* Die Mutter von Jasmin C. wandte sich im letzten Sommer an die *Weltwoche*; die Namen wurden von der Redaktion anonymisiert.

Mit gezinkten Karten

Von Markus Somm — Wie immer, wenn es um die Beziehungen zur EU geht, droht der Untergang der Schweiz. Die Befürworter der Personenfreizügigkeit setzen nicht auf Argumente – sie ziehen es vor, zu verwedeln, zu verschweigen und zu übertreiben.



Akademische Debatten: Die Bundesrätinnen Calmy-Rey, Leuthard und Widmer-Schlumpf informieren über die Abstimmungsvorlage.

Von einem «existenziellen Riesenproblem» sprach Andreas Bitterlin vom Universitätsspital Basel und blickte pechschwarz in die Kamera des Schweizer Fernsehens. «Mir gefällt es hier, ich möchte nicht mehr gehen», sorgte sich Belinda Stern, eine Krankenschwester aus Berlin, nachdem sie einer Patientin den Blutdruck abgenommen hatte, als ob sie zeigen müsste, wie sehr sie sich bemühte. Jörg Naundorf, ein Pfleger aus der ehemaligen DDR, machte sich Gedanken, ob er wohl in der Heimat noch eine Stelle fände: «Die finanzielle Bezahlung wäre deutlich schlechter.» Auch er sah traurig aus: ein sympathischer junger Mann mit zwei Ohrringen und einem Nasenring, der mit weichem sächsischem Akzent sprach. «Würde die Personenfreizügigkeit abgeschafft», donnerte eine Stimme im Off, «müsste ihre Stelle durch inländisches Personal ersetzt werden. Dieses ist aber schwer zu

finden.» Der Beitrag in der Nachrichtensendung «10 vor 10» endete finster: «Ohne Personenfreizügigkeit müssten wohl viele Spitäler in der Schweiz schliessen.»

Ungewöhnlich harsches Urteil

Diese Woche kam Achille Casanova (CVP), der Ombudsmann des Schweizer Fernsehens, zum Schluss, dass es sich hier um «gravierende Fehlinformationen» handelte. Auf Betreiben von SVP-Nationalrat Theophil Pfister (SG) hatte sich der ehemalige Bundesratssprecher mit der Sendung befassen müssen, die im vergangenen Oktober ausgestrahlt worden war. Für Casanova, der zu leisen Tönen neigt, ist das ein ungewöhnlich harsches Urteil. Was vielleicht damit zu tun hat, dass der Lapsus des gebührenfinanzierten Fernsehens kein Einzelfall, sondern symptomatisch ist für die Kampagne der Befürworter der Weiterfüh-

rung und Ausdehnung der Personenfreizügigkeit auf Rumänien und Bulgarien. Der Pro-Kampagne hatten sich offensichtlich auch ein paar Journalisten des Schweizer Fernsehens angeschlossen. Schon am Tag danach korrigierte das Fernsehen die Fehlleistung und entschuldigte sich.

Tatsächlich war fast nur der sächsische Akzent richtig in dem rund vier Minuten langen Beitrag. Würde die Schweizer Stimmbevölkerung am kommenden 8. Februar die Vorlage ablehnen und würde die Schweiz die Personenfreizügigkeit wirklich kündigen, müsste kein einziger EU-Bürger seine Stelle in der Schweiz aufgeben. Deren Aufenthaltsbewilligung bliebe gültig und würde sich automatisch verlängern, sofern sie ihr Arbeitgeber weiterhin beschäftigen wollte. Doch sind das nur akademische Debatten. Es ist unwahrscheinlich, dass die Schweizerinnen und

Schweizer im Februar die Personenfreizügigkeit verwerfen. Schweizer Pragmatismus dürfte sie davon abhalten. Was man einmal unterschrieben hat, löst man nicht mehr auf.

Umso mehr erstaunt die Nervosität der Befürworter, die sich öffentlich zanken, ob ihre Plakate mit den entlaubten oder mit Äpfeln behangenen Bäumchen irgendeine Wirkung haben. Liebhaber naiver Malerei erreichen sie vielleicht. Economiesuisse, der Spitzenverband der Wirtschaft, wirbt seit Jahren damit. Offenbar fällt dem Verband mit der grossen Kriegskasse nichts Neues mehr ein. Man hat Abstimmungen über den sogenannten «bilateralen Weg» schon so oft gewonnen.

Umso mehr irritiert der Umstand, wie häufig die Befürworter übertreiben oder die Dinge falsch darstellen, wie sehr sie, die den Gegnern vorwerfen, eine Angstkampagne zu führen, selbst mit Angst arbeiten. «Bei einem Nein», schreibt Economiesuisse in ihrem Argumentarium im Internet, «entfallen sämtliche Verträge der Bilateralen I. Sechs Monate nach der Abstimmung treten sie ausser Kraft. Die Schweiz stünde politisch vor einem Scherbenhaufen. Für die Schweizer Wirtschaft wäre das ein grosser Schaden. Es müsste mit einer Abwanderung von Unternehmen und mit Arbeitsplatzverlusten gerechnet werden.» Hier stimmt vielleicht die Aussage über den Scherbenhaufen, ansonsten wird im Indikativ behauptet, was bestenfalls informierte Prognose, schlimmstenfalls blinde Spekulation ist.

Bisher gibt es keine wissenschaftliche Studie über Erfolg oder Misserfolg der Bilateralen Verträge. Ob der einzigartige Aufschwung, den die Schweizer Wirtschaft bis vor kurzem erlebt hatte, mit diesen Verträgen zu tun hat, ist offen. Womöglich haben die Verträge geholfen, entscheidender war mit Sicherheit die robuste Verfassung der Weltwirtschaft, überall in Europa, aber vor allem auch in Asien und Amerika. Um klare Aussagen zu machen, hat die Schweiz noch viel zu wenig Erfahrungen mit diesen neuen Verträgen gesammelt.

Mythos Einsamkeit

Das gilt insbesondere für die Personenfreizügigkeit, welche die Befürworter inzwischen zum wirtschaftspolitischen Allerweltsmittel stilisieren: «Das Seco führt ein Drittel des Wachstums zwischen 2004 und 2007 auf die Personenfreizügigkeit zurück», schreibt Economiesuisse und erweckt den Eindruck, es handle sich um Fakten, während es bloss Schätzungen sind, die auf Modellrechnungen beruhen. Gewiss, sie könnten zutreffen. Ohne Frage ist die Personenfreizügigkeit eine gute Sache: Für die Arbeitgeber wächst das Angebot an Arbeitskräften, das reduziert die Löhne, erhöht die Flexibilität und verbessert die Qualität der Belegschaft, weil für jede Stelle unter viel mehr Bewerbern der fähigste ausgewählt werden kann. Manche Spezialisten findet

man kaum mehr in der Schweiz. Ökonomisch macht das Sinn. Aus einer liberalen Sicht ist die Personenfreizügigkeit sowieso zu begrüssen; wobei man sich bloss fragt, warum sich die Schweiz nur auf die EU beschränkt. Warum öffnen wir unseren Arbeitsmarkt nicht auch gegenüber anderen, mitunter interessanteren Ländern wie Singapur oder Israel?

Doch soll man nicht so tun, als wäre die Schweiz vor den bilateralen Verträgen ein Land gewesen, das verloren im wirtschaftlichen Ozean getrieben hätte. Auch früher waren wir auf gute Ingenieure und Techniker, Handwerker und Kellner oder Arbeiter angewiesen – und die Schweizer Wirtschaft konnte sie rekrutieren. Mit den fast höchsten Löhnen der Welt war das keine Hexerei.

Eine Studie der Nationalbank hat unlängst den Nutzen der Personenfreizügigkeit untersucht. Das Ergebnis ist ambivalent. «Dank der Personalfreizügigkeit waren die Unternehmen im Konjunkturaufschwung der letzten Jahre in vergleichsweise geringem Mass mit Personalengpässen konfrontiert», schreibt der Autor Peter Stalder. Das habe das Wirtschaftswachstum gefördert. Der Forscher geht von 0,9 Prozent mehr Wachstum aus. «Die Kehrseite der Medaille besteht darin, dass die Arbeitslosenquote in den letzten zwei Jahren trotz sehr starkem Beschäftigungszuwachs nur um je rund 0,5 Prozentpunkte zurückging. Von 1998 bis 2000 fiel die Arbeitslosigkeit wesentlich stärker, obwohl der Beschäftigungszuwachs schwächer war. Der Hauptgrund für den nun vergleichsweise bescheidenen Rückgang der Arbeitslosigkeit liegt im verstärkten Ausländerzustrom.»

Erst seit Juni 2007 besteht mit den alten EU-Staaten (EU-15) die volle Personenfreizügigkeit, das heisst, jegliche Kontingente und Einschränkungen fielen weg. Die schweizerischen Erfahrungen sind denkbar kurz – und rosig, weil sie während einer bemerkenswerten Hochkonjunktur gemacht werden konnten. Die kommende Rezession wird zeigen, wie sich die Personenfreizügigkeit auf die Arbeitslosigkeit und die Löhne auswirken wird. Und erst dann wird es möglich sein, eine Art «Vollkostenrechnung» durchzuführen.

Denn bei aller Sympathie für die Personenfreizügigkeit: Verbunden mit einem gutausgebauten Sozialstaat, kann sie rasch zu hohen ökonomischen Kosten führen. Die Krise wird dies erweisen, verlässliche Zahlen dürfte die Schweiz erst in Jahren zu Gesicht bekommen. Aus betriebswirtschaftlicher Sicht mag sich die Personenfreizügigkeit dann zwar immer noch lohnen, aus volkswirtschaftlicher Sicht aber womöglich nicht mehr. Über diese Risiken wird nicht offen gesprochen. Stattdessen werden die Konsequenzen verwedelt: «Auch gibt es keine Hinweise auf einen zunehmenden Missbrauch der Sozialwerke», schreibt Economiesuisse. «Erstens gilt die

Personenfreizügigkeit nur für EU-Bürger, die eine Arbeitsstelle nachweisen oder finanziell unabhängig sind. Für Arbeitslose und Sozialhilfeempfänger gilt sie nicht. Arbeitslose dürfen zwar für drei Monate einreisen mit der Möglichkeit einer dreimonatigen Verlängerung. Einen Anspruch auf Arbeitslosengelder oder Sozialhilfeleistungen haben sie aber nicht. Ersteres haben Arbeitslose nur, wenn sie zuvor die minimalen Anforderungen erfüllt haben (Schweiz: Beiträge ein Jahr bezahlt).» Was ist hier alles nur halb richtig?

Wäre ein gültiger Arbeitsvertrag eine dermassen gute Garantie, dass ein Einwanderer nie auf dem Sozialamt landet, könnte die Schweiz bedenkenlos auch mit Russland oder Afrika die Personenfreizügigkeit einführen. Zudem fragt man sich, wie die Schweizer Behörden überprüfen, ob ein eingereister Arbeitsloser nach sechs Monaten das Land wirklich wieder verlassen hat. Mit dem Beitritt zum Schengener Abkommen hat die Schweiz ihre Grenzkontrollen abgeschafft.

Risiko Sozialstaat

Der entscheidende Punkt ist aber nicht der mögliche Missbrauch, sondern der legitime Gebrauch der Sozialversicherungen. Economiesuisse verschweigt, dass die Schweiz mit der EU ihre Sozialversicherungen «koordiniert» hat, was als Errungenschaft gilt. Die Folge ist, dass zum Beispiel Beiträge, die ein deutscher Arbeitnehmer an die deutsche Arbeitslosenversicherung bezahlt hat, hier angerechnet werden. Ein deutscher Arbeiter muss nicht mindestens ein Jahr lang Beiträge an die schweizerische Arbeitslosenversicherung geleistet haben, um daraus Leistungen zu erhalten, sondern bloss einen Tag. Wenn er zuvor in seiner Heimat innerhalb von zwei Jahren 364 Tage lang erwerbstätig gewesen ist und ihm daher Beiträge vom Lohn abgezogen worden sind, hat er in der Schweiz schon nach einem einzigen Tag Anspruch auf Arbeitslosengeld. Das gilt für alle EU-Bürger.

Nun ist das ein Extremfall, aber den wenigsten Stimmbürgern dürfte bewusst sein, dass jeder Einwanderer praktisch von Beginn weg an unsere Sozialwerke angeschlossen wird. Wer invalid wird, muss neuerdings drei Jahre in die IV einbezahlt haben, um eine Rente zu erhalten. Einwanderer aus der EU müssen bloss ein Jahr Beiträge an die IV abgeführt haben, wenn sie zwei Jahre zuvor in ihrer Heimat ähnliche Zahlungen geleistet haben.

Die Personenfreizügigkeit wird die schweizerischen Sozialversicherungen wahrscheinlich belasten. Die Frage ist bloss, um wie viel. Vielleicht können wir uns das leisten, falls sie das Wirtschaftswachstum so ankurbelt, wie das alle hoffen. Besser wäre es, gleichzeitig den Sozialstaat zurückzufahren. Merkwürdig ist, dass die Linke vor dieser Entwicklung keine Angst zu haben scheint.

Krisenmanager Hollenstein

Von **Andreas Kunz** — Das Theater um die Kirchenbesetzung der Sans-Papiers ist beendet. Im letzten Akt lieferte der Zürcher Sicherheitsdirektor Hans Hollenstein eine denkwürdige Vorstellung.

Vom grossen Kanton Zürich, der rund 650 Jahre die Schweizer Eidgenossenschaft angeführt hat, ist nicht viel mehr übriggeblieben als Hans Hollenstein. Auf diesen Eindruck musste kommen, wer am vergangenen Montag die Pressekonferenz des Zürcher CVP-Regierungsrats über den schwelenden Konflikt mit den Sans-Papiers verfolgte. Hollenstein orientierte über die Aussprache, die er zuvor mit den abgewiesenen Flüchtlingen und ihren Schweizer Komplizen geführt hatte, nachdem diese mehr als zwei Wochen lang die Predigerkirche in der Zürcher Altstadt besetzt hatten.

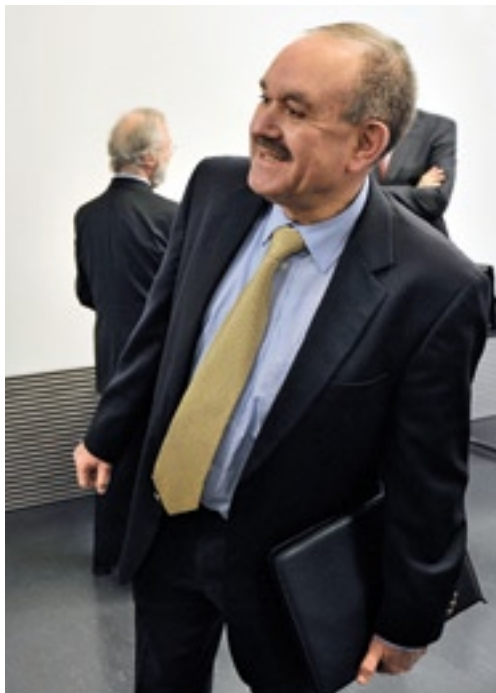
Unangenehme Disharmonien versuchte «der Botschafter der guten Laune» (NZZ) präventiv zu vermeiden. Das illegale Vorgehen der Besetzer kritisierte er mit keinem Wort. Lieber erwähnte er mehrfach die «heiklen Fragen», die sich zum «heiklen Thema» in diesem «heiklen Rechtsgebiet» stellten – und nahm sich dabei gleich selbst aus der Schusslinie: «Bedenken Sie bitte meine Rolle als Sicherheitsdirektor!»

Was folgte, war alles andere als eine staatsmännische Rede eines Exekutivpolitikers. Der joviale Hollenstein (Motto: «Gemeinsam lachen schafft ein gutes Arbeitsklima») verteidigte weder die Nothilfe, die vom Volk mit grossem Mehr beschlossen worden war, noch seine Mitarbeiter im Zürcher Migrationsamt, die seit Jahren chronisch überlastet sind und zum Teil aggressive Anfeindungen ihrer Klienten erdulden müssen.

«Der Bund und seine Verordnungen»

Hollenstein lächelte, wippte auf seinem Stuhl und schwadronierte. Fragen nach der restriktiven Zürcher Beurteilungspraxis wich er aus, hoffend auf ein Eingreifen seiner Amtschefs («Bei dieser Antwort zähle ich jetzt auf die Unterstützung meiner anwesenden Mitarbeiter»). Als diese regelmässig stumm blieben und ihren Chef im Stich liessen, zeigte Hollenstein erstmals Qualitäten und räumte ein: «Das weiss ich nicht.»

Meistens aber schob er die Verantwortung über die Schicksale der illegalen Immigranten auf den Bund und dessen Verordnungen, die ihm einen «zu grossen Spielraum» lassen würden. Natürlich war dem CVP-Politiker wichtig, dass sich der Kanton Zürich in der Härtefallpraxis «auf eine gesamtschweizerische Mitte einpendelt». Für alles andere aber seien der Bund und seine Verordnungen verantwortlich. Irgendwann wurde «der Bund und seine Verordnungen» zum Refrain von Hollensteins



«Heikel»: Regierungsrat Hollenstein.

harmonischer Andacht – bis eine Journalistin der Genfer Zeitung *Le Temps* fragte: «Warum muss der sonst so stolze Kanton Zürich plötzlich so oft den Bund bemühen?»

Hollenstein lachte, natürlich, verhaspelte sich («Das ist jetzt eine Einleitung, die ... ähm ... uhh ...»), brach ab, lehnte sich nach vorne, blickte reumütig zur Journalistin und hoffte wohl auf eine neue Fragestellung. Die Frau aber sass da, seelenruhig, verzog keine Miene und wartete auf eine Antwort, die sie trotz Hollensteins anschliessenden Ausführungen nicht bekam.

Den Sans-Papiers versprach er die Einführung einer Härtefallkommission, die Empfehlungen zur Wiederaufnahme der Gesuche abgewiesener Asylbewerber abgeben kann. Warum hat denn der Kanton diese Kommission 2002 aufgelöst? «Das weiss ich nicht. Das war vor meiner Amtszeit.» Wann soll die Kommission ihre Arbeit aufnehmen? «Das müssen wir abklären.» Braucht es dafür nicht einen Beschluss des Kantonsrats? «Ja, das stimmt. Aber ich hoffe, dass der Rat meinem Vorschlag folgen wird.» Warum soll der gleiche Kantonsrat, der erst vor einem Jahr die Wiedereinführung einer Härtefallkommission deutlich abgelehnt hat, nun plötzlich zustimmen? Hollenstein, erwischt und um sein «Versprechen» gebracht, sah die Rettung bei Barack Obama: «Ich glaube an einen Wandel.»

Maurer, Merz, Leuthard, Hug, Marty

Am 10. Dezember 2008 wurde nicht nur Ueli Maurer (SVP) in den Bundesrat gewählt und Hans-Rudolf Merz (FDP) zum Bundespräsidenten für das laufende Jahr gekürt. Im Schatten dieser Ereignisse spielte sich scheinbar noch Epochaleres ab: Doris Leuthard (CVP), Vorsteherin des Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartements (EVD), wurde zur Bundesvizepräsidentin gewählt. Die Wichtigkeit, die zumindest sie selber diesem Akt beimass, zeigt sich an einem Detail: Leuthard liess ihre Eltern Leonz und Ruth aus dem aargauischen Merenschwand mit einer Limousine des Bundes samt Chauffeur nach Bern fahren. Leuthards Mutter, eine sympathische, bodenständige Frau, sagt: «Wir hatten das Gefühl, dass wir das annehmen dürfen. Sonst belästigen wir die da oben in Bern ja nicht.» Nach der Wahl waren Ruth und Leonz ins «Casino» zum Essen eingeladen, wobei die CVP-Fraktion mit der Bundesvizepräsidentin in spe allerdings einen Stock über den Eltern tafelte. «Doris kam zwischendurch nach unten», berichtet Mutter Ruth. Simone Hug, Pressesprecherin des EVD, bestätigt den Einsatz der Staatskutsche für die Verwandten der Departementschefin. Leuthards Eltern seien «im fortgeschrittenen Alter und nicht mehr gut zu Fuss». Man müsse aber auch sagen, dass solche Chauffeurdienste «nicht jeden Tag vorkommen: Das sind Ausnahmen.» Als der damalige Bundesrat Christoph Blocher im Herbst 2007 seine Gattin Silvia in einem Bundeswagen zu einem Vortrag mitfahren liess, diskutierten die Medien von NZZ bis *Blick* tagelang den unerhörten «Missbrauch». Man darf gespannt sein, ob dies im Fall Leuthard ebenso sein wird. (gut)

Das Dasein als Kriegsreporter ist eine emotionale Sache. Kein Wunder, erzählt uns André Marty, Nahost-Korrespondent des Schweizer Fernsehens (SF), fast täglich davon in seinem Blog auf www.andremarty.com («Stell dir vor es ist Krieg – und einer geht hin»). Leider macht Marty die eigene Person aber auch zunehmend zum Mittelpunkt seiner Liveschaltungen. Statt über Fakten und Einschätzungen spricht unser Mann am Gazastreifen neuerdings lieber über seine bedrohte Akkreditierung. Oder er nutzt die knappe Sendezeit tatsächlich, um «Ihnen in der Schweiz ein besinnliches Jahresende und ein gutes neues Jahr» zu wünschen. Wahrscheinlich geraten im Krieg auch die Reporter in einen Ausnahmezustand, und Marty will sich bald nur noch an die eigenen Regeln halten. Wie er in seinem Blog schreibt, verweigerte er kürzlich auch die Bitte des SF, seinen Schal abzulegen, da dieser ihn «irgendwie zum Palästinenser» mache. (aku)

Marianne Cathomen

Die Schlagersängerin liess sich ihre Hochzeit mit dem ehemaligen Fifa-Mann Markus Siegler am Strand der Seychellen vom *Sonntagsblick* organisieren. Wer A sagt, muss auch B sagen, findet sie.



«Ärgerlich sind nur Schlagzeilen mit einem Fragezeichen»: Schlagersängerin Siegler-Cathomen.

Gratulation zur Hochzeit, Frau Cathomen. Oder heissen Sie jetzt Siegler?

Der Name Marianne Cathomen bleibt, er wurde ja zu meinem Künstlernamen. Es wäre umständlich, den zu ändern. Aber privat heisse ich Marianne Siegler-Cathomen. Ich bin da konservativ und finde, wenn man als Paar irgendwo hingehet, soll man auch den gleichen Namen tragen.

Ihre Verlobung, Ihr Polterabend und jetzt die Hochzeit auf den Seychellen: Über all das hat der *Sonntagsblick* detailliert berichtet. Eine Meisterleistung in Sachen Selbstvermarktung.

Es handelte sich dabei um eine dreiteilige Serie. Und es war so, dass der *Sonntagsblick* uns ein lustiges Angebot gemacht hat. Nämlich, dass sie für uns die Hochzeit als *wedding planner* organisieren würden. Als Überraschung. Wir haben lange überlegt,

ob wir das annehmen sollen, und sind zum Schluss gekommen, dass es ein Abenteuer ist und wir Lust darauf haben.

Sie hatten keine Ahnung, wo die eigene Hochzeit stattfinden würde?

Nein. Als wir mit den Koffern am Flughafen standen, wussten wir nur, dass es warm sein würde.

Sehr gewagt, finde ich. Es hätte ja sein können, dass Ihnen der Ort überhaupt nicht gefällt.

Nun, ich kenne die Journalistin seit Jahren und wusste, dass da etwas nach meinem Geschmack herauskommen würde. Und abgesehen davon hatten wir ohnehin vor, weg von zu Hause zu heiraten, nur wir beide.

Daraus wurde aber nichts, schliesslich waren da immer auch noch ein Fotograf und eine Journalistin vom *Sonntagsblick* sowie eine Reporterin von «Glanz & Gloria» anwesend.

Die waren nicht immer anwesend, wir hatten durchaus Zeit für uns selbst.

Die Überraschung war eigentlich ein Deal. Sie mussten also nichts selbst bezahlen?

Stimmt, es war ein Deal, und wir wurden eingeladen.

Nicht, dass ich Ihnen Schlechtes wünsche, aber: Wer seine Hochzeit öffentlich zur Schau stellt, müsste konsequenterweise auch beim Scheidungstermin Fotografen zulassen...

Da haben Sie absolut recht. Man muss sich bewusst sein, dass wer A sagt, auch B sagen muss. Und ich bin diesbezüglich sehr ehrlich, ich habe auch offen über die Scheidung von meinem heutigen Ex-Mann informiert.

Sie sind ein absoluter Medienprofi.

Ich habe mich den Medien gegenüber immer fair und korrekt verhalten und werde von ihnen ebenfalls so behandelt. Es gehört dazu, wenn man in der Öffentlichkeit steht, und man hat es in der Hand, wie viel man preisgeben will. Da muss keiner heucheln, er sei zu einer Homestory gezwungen worden. Ärgerlich sind nur Schlagzeilen mit einem Fragezeichen. Das ist respektlos.

Es hiess, Sie würden sich aus dem Musikbusiness zurückziehen. Ein schlechter Zeitpunkt, wo doch die Volksmusik gerade ein fulminantes Comeback erlebt.

Das wurde von verschiedenen Medien so geschrieben, aber ich habe keineswegs vor, mich aus der Musikwelt zu verabschieden. Es ist nur so, dass ich mein Pensum reduzieren möchte, vor allem die Live-Auftritte. Die finden oft im Ausland statt, und ich möchte nicht mehr so oft reisen, sondern die Zeit mit meinem Mann geniessen. Im Januar nehme ich in Hamburg ein neues Album auf.

Weshalb plötzlich diese grosse Begeisterung für die Volksmusik?

Die war schon immer da, nur wurde das nicht wahrgenommen, weil man uns immer ein wenig belächelte. Jetzt hat man das dank den «Grössten Schweizer Hits» gemerkt. Und etwas Vergleichbares gibt es ja für diese Sparte nicht mehr im Schweizer Fernsehen, der «Musigplausch» ist weg, «Rondo Mondo» ebenfalls. Was seltsam ist, der «Musigplausch» hatte jeweils 900 000 Zuschauer – und das an einem Montagabend.

Eine letzte Frage noch: Wie ist das mit dieser Lichttherapie, die Sie testen?

Das ist ein von der Nasa entwickeltes Gerät, das die Reaktivierung der Hautzellen mit einem direkten Lichtimpuls fördert. Dadurch werden Falten gemildert.

Und?

Ich bin begeistert.

Marianne Cathomen, 42, gewann 2001 den Grand Prix der Volksmusik. Die Sängerin arbeitet zudem als Moderatorin und Organisatorin von Anlässen. Sie war bis 2005 mit dem Ex-Skirennfahrer Conradin Cathomen verheiratet und hat an Weihnachten den ehemaligen Fifa-Kommunikationschef Markus Siegler geheiratet. Die Fragen stellte **Bettina Weber**.

Mörgeli

Zehn Jahre Euro-Land

Von Christoph Mörgeli

So richtig Feierstimmung mochte nicht aufkommen, als zum Silvester auch das 10-Jahr-Euro-Jubiläum anstand. Pflichtschuldigt und wie immer völlig frei von Kritik wurde in den Medien der angebliche Erfolg des Euro abgehandelt. Das von der Europäischen Kommission ausgegebene Dogma wurde brav wiedergekaut: «Die gemeinsame Währung trug zu einer stabilen Finanz- und Wirtschaftspolitik bei, was wiederum für mehr Arbeitsplätze sorgte» (Pressemitteilung vom 7. Mai 2008).

Inzwischen ist es vorbei mit stabiler Finanz- und Wirtschaftspolitik. Die Industrie beklagt Auftragseinbussen in zweistelliger Prozenthöhe, Automobilkonzerne stoppten ihre Produktion, andere stellten auf Kurzarbeit um, jeder vierte deutsche Mittelständler denkt an Entlassungen, die Euro-Staaten haben Milliardenbürgschaften und -konjunkturpakete eingeleitet. Vor allem in einem Punkt waren sich die Damen und Herren Regierungschefs der Euro-Zone sofort einig: Die durch den Stabilitätspakt vorgegebene Verschuldungsobergrenze wurde umgehend ausser Kraft gesetzt.

Bis jetzt tuckerte der Euro durch eine reine Schönwetterperiode. Die letzten Jahre waren gekennzeichnet durch stabiles Wachstum, niedrige Inflation, blühende Volkswirtschaften. Da drückte man auch gerne mal ein Auge zu. Oder zwei. Oder drei. Etwa bei Griechenlands Inflationsraten. Oder wenn Frankreich und Deutschland regelmässig den Stabilitätspakt brachen. Oder die enorme Verschuldung Portugals – das zu keinem Zeitpunkt je die Beitrittskriterien für den Euro erfüllte – wurde geflissentlich übersehen. Italien hätte als klassisches Weichwährungsland den Euro schon gar nie einführen dürfen.

Wie wird der Euro die drohende Weltrezession überstehen? Islands Caudillo-Finanzpolitik wurde durch eine massive Abwertung der isländischen Krone bestraft. So musste es sein. Und der Euro? Die Europäische Zentralbank senkte in den letzten Monaten die Zinsen und spülte Hunderte Milliarden auf den Kreditmarkt. Der deutsche Finanzminister Peer Steinbrück bellt bereits: «Wir sollten verhindern, dass eine Politik des billigen Geldes wieder eine neue kreditfinanzierte Wachstumsblase entstehen lässt.» Der Peitschen-Peer spielt auf die USA an, die mit Billigdollars ihre Immobilienblase zum Platzen brachten. Es könnte aber auch sein, dass bald einmal die Euro-Blase platzt.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Überall hets Chrüzli dra

Von Peter Bodenmann — Körper können schlecht lügen. Was uns das Bundesratsbild 2009 sagt.



Isoliert und selbstverloren: der Bundesrat.

Gähnen. Stöhnen. Seufzen. Schon wieder. Wenn Bundespräsidenten nichts einfällt, hets überall Chrüzli dra, Chrüzli dra.

Major Ueli Maurer rutscht erst Tage später im vereisten Wald aus. Um mit arg verbeultem Gring vor laufenden Kameras die Amtsgeschäfte von Samuel Schmid zu übernehmen. Beide hassen sich wie die Pest, wünschen sich trotzdem gegenseitig gute Gesundheit und schauen sich beim kurzen Händedrücker nicht einmal an. Ein DRS-Kultvideo aus der Serie: Körper sind schlechte Lughunde.

Niemand posiert professioneller als Micheline Calmy-Rey. Alles stimmt. Neu soll jede Nase in der Schweiz vom Bund 500 Franken bekommen. Zwecks Stimulierung der Konjunktur und Kujonierung der überforderten Wirtschaftsministerin. Peter Bofinger – der hellste Kopf der jungen deutschen Keynesianer – fordert das Gleiche.

Esgibt weltweit keine vegetarischen Schlachthöfe. Genauso wenig wie den ökologischen Umbau in der Schweiz. Niemand hat diesen effektiver behindert als der einzige Vegetarier im Bundesrat. Löst sich Moritz Leuenberger nächstens – wie SP-Präsident Levrat befürchtet – endgültig in Luft auf? Das Gegenteil ist zu befürchten.

Hans-Rudolf Merz erinnert an Ruedi Walter in der «Niederdorf-Oper»: «De Heiri hät es Chalb verchauft». In der Abwesenheit des immer noch fahrgen Herzpatienten tauschte die

Nationalbank harte Franken gegen US-Gammelfleisch. Der Zweck – seine UBS – heiligt den absehbaren Verlust von zwanzig Milliarden Franken locker.

Beim Fussball bilden die Verteidiger bei Strafstössen eine Mauer und halten schützend die Hände vor ihre Weichteile. Genau so steht Doris Leuthard mit dem Rücken vor der Wand. Der zu lange Hosenrock lässt erst noch ihre Stiefeletten verschwinden. Damit steht amtlich fest: Die Schweiz steckt in der Rezession.

Hauptmann Pascal Couchepin steht als Einziger stramm. Ohne Hand im Hosensack. Fussstellung und Blick allerdings nicht – wie es sich gehört – Richtung Präsident und Vizepräsident, sondern Richtung Martigny. Ein Täuschungsmanöver?

Alle loben sie. Nur für ihren Vorgänger ver sagt Eveline Widmer-Schlumpf kläglich. Fast niemand glaubt dem Tele-Blocher, weil die Chefbeamten schon wieder die Seiten gewechselt haben. Einst bewunderten sie den Schlossherrn von Rhazüns, jetzt die Felsbergerin. So schnell wird niemand diese Musterschülerin rauskicken.

Wer ist die Frau mit den klobigen Heidi-Schuhen am rechten Bildrand? Wenige wissen es. Der Trost: Das Foto ist keine Montage. Die standen wirklich alle so isoliert und selbstverloren herum. Sie posieren, wie sie politisieren.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Die Rationalität des Negativen

Von Kurt W. Zimmermann — Der Untergang des Kapitalismus und der Wetterbericht sind dieselbe Frage der Mathematik.

Der harte Schlag für die Medienbranche kam gegen Jahresende, und der Schlag kam unerwartet. Erst, schlimm genug, meldete der Detailhändler Coop glänzende Geschäftszahlen. Dann, noch schlimmer, erreichte das Weihnachts- und Neujahrgeschäft brillante Rekordwerte.

Es war ein harter Schlag für die Medien. Monatelang hatten sie zuvor den Untergang des Kapitalismus, den Untergang der Unternehmenslandschaft und den Untergang des Konsums herbeigeschrieben. Und nun das.

Auf den Redaktionen machte sich Ratlosigkeit breit. Als einziger Ansatz verblieb das bewährte Konstrukt, einen schwarzmalenden Experten aufzutreiben, der die positiven News mit düsteren Prognosen relativierte. Das war nicht ganz einfach, weil um die Festtage nur Zweitklass-Experten verfügbar waren.

Die *Basler Zeitung* fand dennoch den Experten Michael Grass von BAK Basel Economics. Der *Sonntag* fand den Experten Stephan Feige von der Marketingberatung HTP. Das *St. Galler Tagblatt* fand den Experten Leo Kaufmann vom Verein WISG. Alle drei Experten erklärten, die grosse Krise komme trotz Coop und Konsumboom sicher noch, mit allem Schrecken, kein Problem.

Wir sind damit wieder beim ältesten Gestaltungsfaktor der Medienwelt angekommen, wonach nur *bad news good news* sind. Medien-Aussenseiter vermuten darin jeweils eine psychologische Eigenheit der Branche. Journalisten wären demnach mislaunige Misanthropen. Die Vermutung ist falsch.

Es geht nicht um Psychologie, es geht um Mathematik. Konkret geht es um rationale Risikoanalyse. Ein positiver Artikel zu einem Thema oder einer Person hat ein enorm hohes Risiko. Ein negativer Artikel hat kein Risiko.

Wir können das gut an einem eigenen Beispiel darstellen. Vor zwanzig Jahren verfasste ich einen positiven Artikel über Werner K. Rey. Wenn sich heute ein Journalist über meine Kolumne ärgert, dann schreibt er mit Sicherheit, ich hätte vor zwanzig Jahren einen positiven Artikel über Werner K. Rey verfasst. Damit sei meine Glaubwürdigkeit für alle Zeiten ruiniert. Zimmermann sei darum «wirklich nicht berufen, mit Steinen zu werfen», schreibt dann zum Beispiel der TV-Chefredaktor.

In den letzten zwanzig Jahren habe ich eine Unmenge von kritischen Artikeln über Unternehmer und Politiker geschrieben. Öfter erwies sich die Kritik hinterher als unberechtigt. Niemand hat mir das je vorgehalten. Dieses Prinzip



Gute Prognosen: Wettermann Wick.

gilt generell. Risikovermeidung ist eine wesentliche Leitlinie des journalistischen Schaffens. Es ist kein Risiko, negative Erwartungen aufzubauen, weil dies später nicht zu Enttäuschungen führen kann. Nur positive Erwartungen können zu Enttäuschungen führen. Journalisten verwenden hier instinktiv dieselben betriebswirtschaftlichen Techniken, die für Risk-Management und Risk-Assessment genutzt werden.

Der Meteo-Journalist Peter Wick hat mir das einmal aus seiner Sicht gut erklärt. Eine professionelle Wetterprognose müsse pessimistischer sein als diejenige für die erwartete Lage. Wer mit dem Schirm aus dem Haus geht – und es scheint später die Sonne –, hat kein Problem mit den Medien. Wer im T-Shirt aus dem Haus geht – und später regnet es –, der flucht über den Wetterbericht.

Derselbe Effekt spielt beim Thema Wirtschaftskrise. Die Projektion der Apokalypse ist kein Risiko. Wenn sie weniger schlimm ausfällt, als die Journalisten menetekeln, dann freut sich das Publikum mehr darüber, als es sich über die vorgängigen Untergangsszenarien ärgert.

Auch die Journalisten ärgern sich nicht lange über ihre eigene Fehlprognose. Sie rücken dann in ihren Blättern einfach eine kleine Agenturmeldung ein: «Unerwartete Wende: Kapitalismus nicht untergegangen».

Im Internet

Hören Sie diesen Artikel auf www.weltwoche.ch/audio

Papa knows best

Von Gion Mathias Cavelti

Über die Feiertage habe ich 95 Stunden und 14 Minuten Wrestling geschaut. Im März kommt nämlich mein erstes Kind auf die Welt, höchstwahrscheinlich ein Töchterchen, und ich habe schon zwei hübsche Berufe für es ausgesucht. Es soll entweder werden:

- a) Mentalmagierin
- oder
- b) Wrestlerin.

(Natürlich möchte ich, dass es nach seinen Auftritten noch für mich kocht, deshalb habe ich es bereits mit der Sendung «Al dente» in Kontakt zu bringen versucht. Auf die entzückende Stimme von Sibylle Sager hat es leider stark allergisch reagiert, konkret: mit heftigem Kicken gegen die Bauchdecke seiner Mutter. Vom Temperament geht es also eindeutig in Richtung b). Ich selbst habe auf beiden Arbeitsgebieten Erfahrungen gesammelt: Als Mentalist habe ich vor 200 Zuschauern die Gedanken einer mir völlig unbekanntem Frau gelesen und ihr drei von ihr gewünschte Dinge korrekt nennen können, nämlich den Namen ihrer Katze [Safer], deren Geburtsdatum [2. 5. 2005] sowie die Lieblingszahl der Dame [33] – dafür gibt es, wie gesagt, 200 Zeugen. Als Wrestler bin ich gegen den ehemaligen Weltmeister im Schwergewicht, Sigi the Swisstank, in den Ring gestiegen, und am Schluss ist mir dieser mit seinem gewaltigen Gesäss aufs Gesicht gesprungen. Beides war ungefähr gleich schön.)

Ermöglicht wurde mir das intensive Wrestling-Studium von der Max Vision AG in Zürich, die mir gratis 34 Wrestling-DVDs aus ihrem Sortiment zur Visionierung geschickt hat. Jetzt bin ich wirklich auf dem aktuellsten Stand der Dinge! Empfehlen kann ich insbesondere folgende Werke: «The Great American Bash 2008», «One Night Stand – Extreme Rules 2008», «Backlash 2008», «Summerslam 2008» und «Royal Rumble 2008» (darin treten 30 Kämpfer gegeneinander an, alle 90 Sekunden kommt ein neuer dazu, am Schluss gewinnt der *last man standing*).

Ein fettes Plus: Die Matches sind holländisch untertitelt, man kann also gleichzeitig noch seine Sprachkenntnisse erweitern. Wenn z. B. der Wrestler Triple H von seinem Gegner gegen die Beton-Absperrmauer katapultiert wird, heisst es so: «Ongelooftijk! Triple H stuitte op het beton van de afscheidingsmuur! Hij is zonder twijfel beschadigd!» (Klingt ganz schön krass, liebe Tulpenfreunde!)

Wrestling-Sendungen sind bei Teleclub Sport zu sehen.

«Die Finanzkrise hat ihren Ursprung im Verhalten von Menschen, die Verantwortung tragen, aber ihre Bedeutung nicht kennen.» Urs Nägeli



Idol männlicher Berufsjugendlicher: Cartoon-Figur Homer Simpson.

Frauen könnten einen Gegenpol setzen

Nr. 1 – «Die ewigen Buben»; Beatrice Schlag über männliche Berufsjugendliche

Der Artikel von Beatrice Schlag trifft zwar ziemlich ins Schwarze, ist aber leider nur die halbe Wahrheit. Denn er geht davon aus, dass dieses «nicht erwachsen werden wollen» vor allem den privaten Bereich und dort die Gründung einer Familie betrifft. Doch der berufliche Bereich ist mindestens ebenso betroffen. Wer sich im Privatleben so benimmt wie im Artikel beschrieben, benimmt sich auch im Berufsleben so: kindisch. Und es kommt unweigerlich so heraus, wie es herauskommen muss, nämlich wie ein grosser Sandhaufen, wo sich all diese Berufsjugendlichen als Chefs aufspielen. Daher werden wir im Arbeitsleben je länger, je mehr von kindischen «Führungskräften» herumdirigiert. Natürlich nicht zum Wohl der Firma, sondern bestenfalls zum Wohl der Karriere dieser Berufsjugendlichen. Die aktuelle Finanzkrise hat ja letztlich ihren Ursprung genau in diesem unreifen Verhalten von Menschen, die angeblich Verantwortung tragen, aber offenbar die Bedeutung dieses Wortes nicht kennen. Übrigens meinen immer mehr Frauen in Führungsetagen, sie müssten dieses Verhalten kopieren. Schade, denn sie könnten einen wohlthuenden Gegenpol setzen. Und da wundert es noch, dass diejenigen, die wirklich fähig wären, Führungsverantwortung im Berufsleben zu tragen, heute dankend ablehnen und in Deckung gehen, da sie diesen

Zirkus nicht mitmachen wollen. Es gäbe übrigens noch mehr interessante aktuelle Beispiele, etwa aus Politik und Militär.

Urs Nägeli, Zürich

Frauen, aber allen voran die erfolgreichen Frauen, tendieren dazu, ihr ganzes Leben als Arbeitsstätte zu sehen. Entspannung löst, sofern noch vorhanden, schlechtes Gewissen aus, und eine Verbissenheit breitet sich aus, die den Frauen einredet, dass jedes noch so kleine Detail ihres Lebens wirklich sehr, sehr wichtig ist. Die gemittete dekorative Duftkerze auf der Badezimmerfensterbank zum Beispiel. So weit, so gut, wäre da nicht die Tendenz, diese arbeitswütige Fürsorge auch auf Partner auszudehnen. Der Mann hat drei Möglichkeiten. Erstens, er macht mit und hält a) die Schnauze, oder b) er hält sie nicht, dafür wird immer gestritten. Zweitens, er bleibt bubig und nimmt sich mit seinen Jungs schöne Auszeiten. Drittens, er ignoriert diese weiblichen Richtlinien so richtig altmännlich-rüpelhaft und überlässt es der Frau, ob sie bleiben will oder nicht. Die erste Möglichkeit führt zu unglücklichen, aber meist durchhaltenden Ehepaaren. Die zweite und dritte Möglichkeit führen leider in den meisten Fällen zu Singles, aber sie haben beide nichts mit Passivität zu tun, beide sind äusserst aktiv. Aktive Weigerungen, die weibliche Lenk- und Kontrollmanie auf ihr Leben zugreifen zu lassen. Es scheint, als hätten Männer wie Frauen Mühe damit, selbständige Partner zu ertragen. Vielleicht müssen nicht

nur die Männer ihre Rolle überdenken, sondern auch die Frauen einsehen, dass man nicht alles so haben kann, wie einem gerade gelüftet. Sonst würde ich einen Hund als Mannesersatz vorschlagen, der gehorcht – wenn frau es richtig anstellt. Übrigens: Beatrice Schlag, ich mag Ihre Texte sehr. Wirklich!

Ralf Richard, Zofingen

Keine dümmlichen Gewaltklischees

Nr. 1 – «Der Spieler ist der Star»; Marc Bodmer über die Entwicklung von Videospiele

Zwar ignoriere ich die *Weltwoche* wegen ihrer politischen Ausrichtung für gewöhnlich, muss sie aber zu diesem Artikel beglückwünschen. Marc Bodmer widmet sich den Videospiele, ohne die sonst üblichen und ziemlich dümmlichen Gewaltklischees und Verbotsforderungen ins Zentrum zu stellen.

Michael Waltisberg, D-Marburg

Eine Rückkehr wäre sehr wohl möglich

Nr. 1 – «Nur für Härtefälle»; Alex Baur im Interview mit dem Sprecher des Bleiberecht-Kollektivs der Besetzer der Predigerkirche

Der Sprecher des Bleiberecht-Kollektivs behauptet, dass die illegal anwesenden Besetzer der Predigerkirche nicht heimreisen können, weil ihre Heimatländer sie nicht zurücknehmen. Solche Erklärungen werden von gewissen Kreisen immer wieder herbemüht, um den Verbleib illegaler Ausländer zu rechtfertigen. Falls diese Behauptung tatsächlich zutrifft, wundert man sich, dass die Betroffenen und deren Sympathisanten nicht für ihre Rückkehr demonstrieren bzw. diese von den heimatlichen Behörden verlangen. Dass sie dies natürlich nicht tun (sie demonstrieren schliesslich für das Bleiberecht), zeigt, dass es sich hierbei nur um eine irreführende Ausrede handelt. Zu bedenken ist in diesem Zusammenhang zudem, dass nach schweizerischem Asylrecht von Amtes wegen eine vorläufige Aufnahme erteilt werden muss, wenn die Rückkehr tatsächlich nicht möglich ist. Die Tatsache, dass die Besetzer nicht von dieser gesetzlichen Regelung profitieren konnten, zeigt, dass die Rückreise sehr wohl möglich wäre (wenn man sich nur darum bemühen würde). Schlussendlich bleibt da nur noch die Frage, warum die Zürcher Behörden das Ausländergesetz nicht vollziehen und den illegalen Aufenthalt einfach dulden. Hierbei muss ich aber das Zürcher Migrationsamt in Schutz nehmen, denn die Zwangsrückführung von Sans-Papiers ist erfahrungsgemäss sehr schwierig und manchmal sogar unmöglich. Das Problem ist nämlich, dass viele Ausreisepflichtige ihre wahre Identität verschleiern und die Beschaffung heimatlicher Reisepapiere verweigern, um die Rückführung zu verhindern. Der Umstand, dass sich bestimmte Länder sehr unwillig zeigen oder

sich schlicht weigern, Rückkehrunwillige zurückzunehmen (und die schweizerische Diplomatie wenig bis gar nichts dagegen unternimmt), kommt den Illegalen und deren Sympathisanten natürlich sehr entgegen.

Der Verfasser ist bei einem Migrationsamt im Wegweisungsvollzug tätig und möchte anonym bleiben. Sein Name ist der Redaktion bekannt.

Grenzen der Privatsphäre

Nr. 1 – «Und vergib uns unsere Schuld»; Kurt W. Zimmermann über das Schweizer Fernsehen

Was sich das Schweizer Fernsehen mit Parteipräsident Toni Brunner geleistet hat, darf nicht unwidersprochen bleiben. Ausgerechnet Toni Brunner, gegen den der Vorwurf der Amtsgeheimnisverletzung in der GPK immer noch nicht vom Tisch ist, wurde vom SF1 ausgewählt, um die «Wanze» in der Wandelhalle des Bundeshauses zu spielen. Freier Journalismus in Ehren, aber auch hier gilt es für die Medien, gewisse Grenzen der Privatsphäre zu beachten. Einerseits hätte sich Nationalrat Brunner angesichts seiner kritischen Lage nicht für so etwas hergeben dürfen. Andererseits sollte sich das Fernsehen seine Informationen auf ehrliche Art holen. Da bringt die nachträgliche Entschuldigung von Ueli Haldimann nichts. Es darf nicht sein – wie seinerzeit bei der versteckten Kamera beim Schönheitschirurgen –, dass etwas aufgenommen wird, ohne dass die betroffene Person davon Kenntnis hat. Zwiegespräche gehören zur Privatsphäre, und Interviews durch Journalisten sind öffentlich. Wenn diese Methode schon angewandt wird, dann hätten die Gesprächspartner von Brunner mindestens darauf aufmerksam gemacht werden müssen, dass das Gespräch aufgezeichnet wird. Ich hoffe sehr, dass alle diese Aufzeichnungen in Anwesenheit einer Rechtsperson gelöscht und alle aufgezeichneten Personen nachträglich persönlich darüber informiert wurden. Sonst sehe ich schon, wie sich die Klagen auf dem Pult des Chefredaktors häufen.

Hans Beat Schaffner, alt Kantonsrat, Bern

Einseitig und oberflächlich

Nr. 1 – «Wie ein zorniger Bulle»; Pierre Heumann über den Nahostkonflikt

Ich habe selten so etwas Oberflächliches und Einseitiges gelesen. Folgende Fragen stellen sich: Wer ist im Besitz der Atombombe? Wer hat Flugzeuge, Panzer und schwere Geschütze? Wer fouthiert sich seit Jahren um Uno-Resolutionen? Wer stiehlt Land und bebaut dieses widerrechtlich? Wer zerstört die Lebensgrundlage des «Feindes»? Wer sitzt in der guten Stube des Nachbarn mit den Füßen auf dem Tisch und der Maschinenpistole im Schoss? Wer beklagt sich, wenn sich der Hausbesitzer (ver-

gleichsweise) mit einer Sicherheitsnadel wehrt? Ist es ein Zufall, wenn man immer wieder den Nazivergleich hört, der naheliegend, aber völlig unpassend ist? Er kommt von Leuten, die die Situation und die täglichen Schikanen gegenüber den Palästinensern kennen. Ein paar Steine und ein paar lächerliche Raketen, die an Minenwerfer in der Schweiz erinnern, zwei Tote und dann die Vergeltung, die drei- oder vierhundert Menschenleben fordert. Die Fanatiker auf beiden Seiten gehören ausgeschaltet, auch Israel hat seine Hamas. Aber wer hat die Hoheit über die PR weltweit? Und sollte wirklich ein Flächenbrand entstehen, tragen die Steine werfenden Palästinenser daran weit weniger Schuld als die USA und deren Verbündeten. *Fritz Peter, Uitikon*

Bilder von aufgebrauchten Menschenmassen, die Hassparolen brüllen und Landesflaggen verbrennen, kannte ich aus den Fernsehnachrichten. So war ich einigermaßen vorbereitet, als ich die Anti-Israel-Demonstration in Bern besuchte. Wie verschiedene Zeitungen berichteten, wurde für einen «gerechten Frieden» in Gaza demonstriert. Von Friede war an dieser Veranstaltung allerdings beim besten Willen nichts zu spüren. Ein hasserfüllter Mob bewegte sich vom Helvetiaplatz zur israelischen Botschaft. Die Transparente und Banner zeigten teilweise wüste Diffamierungen und hetzerische Aufrufe. Dass manche Medien die Demonstration als friedlich

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

bezeichneten, ist ein schlechter Witz. Nicht ausdenken, was geschehen wäre, hätte sich ein Passant mit Schläfenlocken oder einer Kippa auf dem Kopf in Reichweite der Demonstranten aufgehalten. Ich denke, die weltweiten Proteste von Hamas-Sympathisanten sind ein relativ genaues Abbild des Konfliktes in Nahost. Ein freiheitlich-demokratischer Staat – Israel – verteidigt sich gegen seine latent aggressiven Nachbarn. Deren politische Führungen wollen weder Land noch Frieden. Sie wollen den jüdischen Kleinstaat Israel auslöschen. Wir sollten solch faschistischem Gedankengut keine Plattformen in unseren Städten bieten.

Thomas Anliker, Oberburg

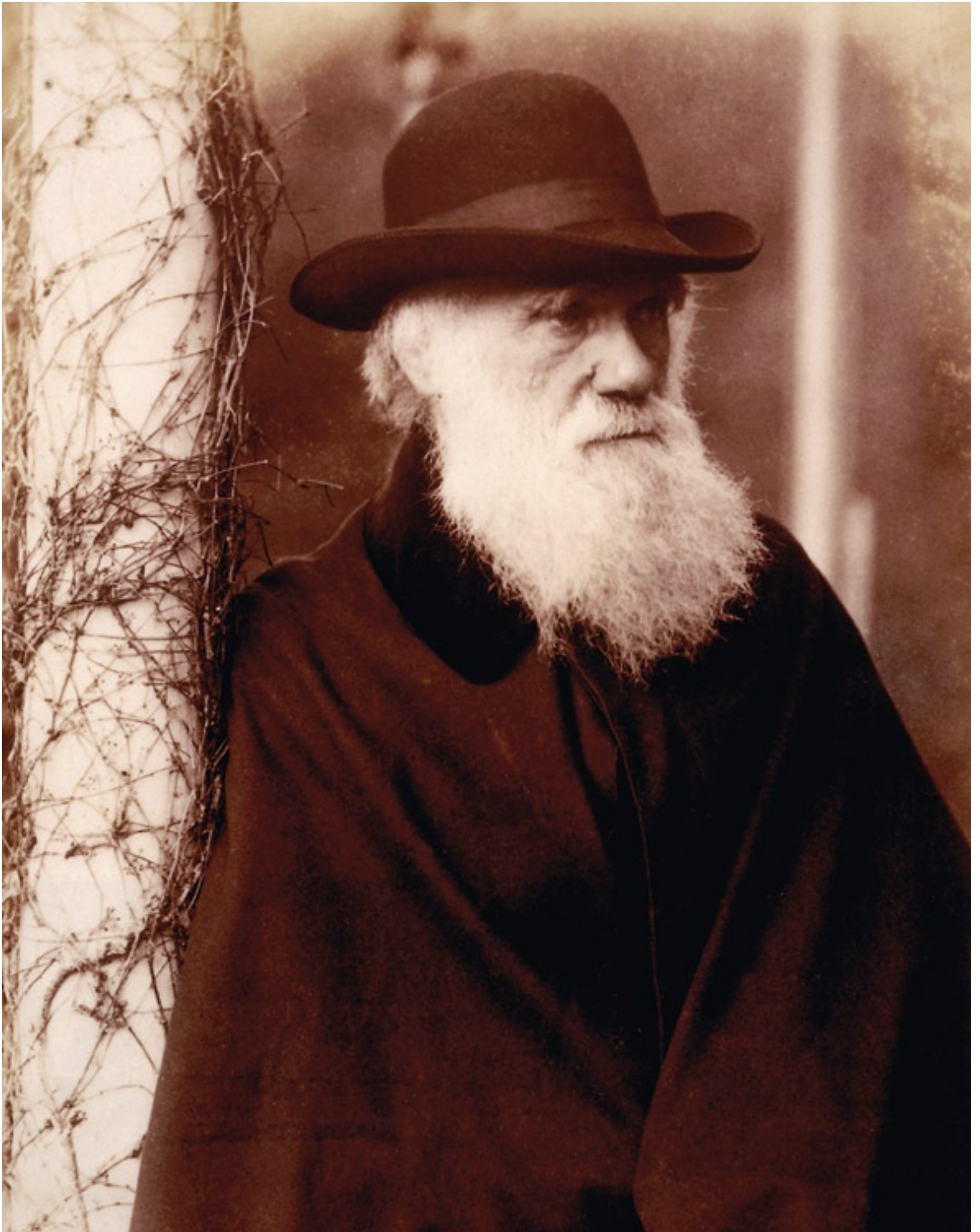
GANZ SCHÖN BITTER

Fernet-Branca. Der Digestif. Seit 1845 unverändert nach Originalrezept von Dr. Fernet mit über 40 verschiedenen Ingredienzien aus 4 Kontinenten hergestellt. Und über 12 Monate lang im handgefertigten Eichenfass gereift.



ENJOY RESPONSIBLY

Der Digestif. **FERNET-BRANCA**



«Eher bescheidene Fähigkeiten»: Charles Darwin, kurz vor seinem Tod 1882.

Das Ende der Schöpfung

Er hat Gott vom Thron gestossen, den Mensch zum Tier unter vielen gemacht. Charles Darwin feiert dieses Jahr den 200. Geburtstag. Ohne seine Evolutionstheorie sähe die Welt anders aus. *Von Kai Michel*

Es war das wichtigste Ereignis seines Lebens; es sollte, wie er später in seiner Autobiografie schreibt, seine ganze weitere Laufbahn bestimmen; und fast wäre es an einer Nichtigkeit wie seiner Nase gescheitert.

Robert FitzRoy, Kapitän des Dreimasters «HMS Beagle», war ein Anhänger der Physiognomik und glaubte, den Charakter eines Menschen an dessen Gesichtszügen ablesen zu können. Und nichts an der Nase des jungen Manns aus Shrewsbury deutete darauf hin, dass dieser genug Entschlossenheit besass, um mit ihm die Welt zu umsegeln und Orte wie Feuerland, die Galapagosinseln oder Tahiti zu inspizieren. Doch Charles Darwin wollte die Fahrt als Naturforscher ohne Bezahlung unbedingt mitmachen. Er liess sich nicht abwimmeln. In «Mein Leben» erinnert er sich: «Ich glaube aber, im Nachhinein konnte sich FitzRoy beruhigt sagen, dass meine Nase ein falsches Zeugnis abgelegt habe.»

Hätte Charles Darwin, dessen 200. Geburtstag am 12. Februar ins Haus steht, damals, im Jahr 1831, nicht an Bord der «Beagle» gehen dürfen, sähe die Welt heute anders aus. Darwin wäre wohl Landpfarrer geworden – er hatte gerade sein Theologiestudium abgeschlossen – und hätte die Freizeit mit Jagen und Käfersammeln verbracht. Nie wäre er 1882 in Londons Westminster Abbey beigesetzt worden, gleich neben Isaac Newton. Und das wichtigste Buch der Biologie, für viele der Bibel ebenbürtig, wäre ungeschrieben geblieben: «On the Origin of Species» («Über die Entstehung der Arten»).

Vor allem hätte die Menschheit weiter im Aberglauben verharrt – meint der bekannte Evolutionsbiologe Richard Dawkins. In seinem Buch «Das egoistische Gen» entwirft er ein Bild von Darwins Rolle, wie es dramatischer nicht sein könnte: «Mehr als drei Milliarden Jahre lang hatten bereits Organismen auf der Erde gelebt, ohne zu wissen warum, bis schliesslich einem von ihnen die Wahrheit aufging. Sein Name war Charles Darwin.»

Bibelfester Forscher

Das mag überspitzt formuliert sein. Trotzdem ist Dawkins überzeugt, dass die Menschheit erst mit Darwin in einen Zustand der Reife getreten ist. Seither kennt sie die Mechanismen, die das Leben aus einfachsten Anfängen im Urschleim bis zur unvorstellbaren Fülle an Lebensformen von heute führten. Für Dawkins lebt der Mensch des Jahres 2009 daher im Jahr

200 nach Charles Darwins Geburt; wohl wissend, dass er nicht Gottes Ebenbild ist, sondern nur ein Tier unter vielen, wenn auch ein ausserordentlich kulturbegabtes. Statt himmlischen Friedens heisst sein Schicksal: Kampf ums Dasein.

Charles Darwin wären solche Hymnen peinlich: «Bei den eher bescheidenen Fähigkeiten, die ich besitze», schrieb er in seiner Biografie, «ist es wahrhaft erstaunlich, dass ich die Überzeugungen von Wissenschaftlern in manchem wichtigen Punkt so stark beeinflusst haben soll.» Damals, als die «Beagle» vor Tierra del Fuego ankerte, reifte in ihm der Gedanke, er könne mit seinem «Leben nichts Besseres anfangen, als einen kleinen Beitrag zur Naturwissenschaft zu leisten». Ihm lag nichts ferner, als sich als Weltenumstürzler zu gerieren. An Bord lachten die Schiffsoffiziere noch über ihn, weil er die Bibel als «unanfechtbare Autorität in einer Frage der Moral zitierte». Erst allmählich löste er sich vom christlichen Glauben. Und doch: Darwin hat dem Menschen mit dem göttlichen Odem auch die unsterbliche Seele ausgetrieben. Seither ist der Mensch bloss das Produkt eines schier unvorstellbaren Zufalls. Nur ein vernünftig gewordener Affe.

Charles Darwin wird 1809 als fünftes von sechs Kindern geboren. Der Vater ist ein vermöglicher Arzt. Seine Begeisterung für die Schule hält sich in Grenzen, das Medizinstudium schmeisst er nach vier Semestern hin. Leidenschaft zeigt er nur für die Natur, Fossilien und die Geologie. Dann offeriert ihm John Henslow, bei dem er während des Theologiestudiums Vorlesungen über Botanik hört, die Mitfahrt auf der «Beagle».

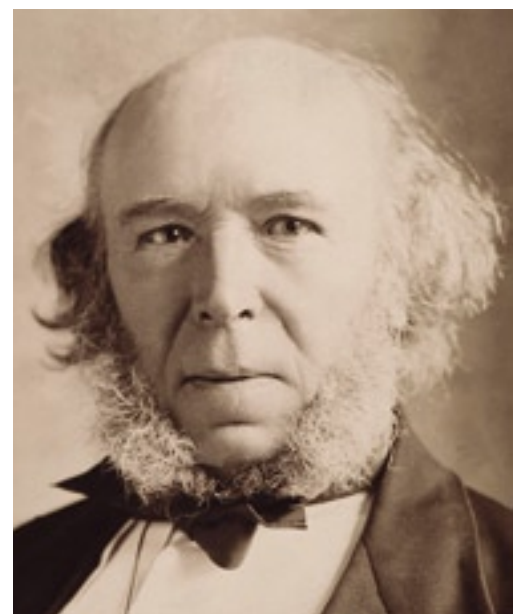
Die Reise beginnt fürchterlich. Darwin packt die Seekrankheit: «Das Elend», notiert er im Tagebuch, «übersteigt bei weitem alles, was sich eine Person, die mehr als ein paar Tage auf See war, überhaupt vorstellen kann. Ich fand die einzige Linderung in horizontaler Lage.» Endlich, am 10. Januar 1832, geht es ihm besser. Er wirft ein Netz ins Meer und staunt über die Mengen an Plankton, die er auffischt: «Viele dieser so niederen Kreaturen sind überaus exquisit in ihren Formen und reichen Farben», schreibt er. «Es ruft ein Gefühl der Verwunderung hervor, dass so viel Schönheit für offenbar so wenig Zweck erschaffen worden sein soll.» Die Darwin-Biografen sind sich einig: Hier regt sich erstmals Zweifel, ob die Natur das Werk Gottes ist. Warum sollte der so verschwenderisch gewesen sein? >>>



Um die Welt: Forschungsschiff «HMS Beagle».



Ökologische Nischen: Darwinfinken.



Recht des Stärkeren: Sozialphilosoph Spencer.

Kreationismus

Dinosaurier im Paradies

Für fundamentalistische Christen ist Darwin der Erzfeind. Jetzt versuchen sie sich seiner wissenschaftlich zu erwehren.

«Viele Christen sehen in Darwin immer noch den Gotthasser, der das Christentum stürzen will», sagt Roger W. Sanders, Professor am christlichen Bryan College in Tennessee. Wer aber genauer hinsehe, entdecke in dem Begründer der Evolutionstheorie «kein satanisches Monster, sondern einen Intellektuellen, in dem sich die Widersprüche des viktorianischen Englands manifestierten». Der frühe Tod seiner Mutter, der strenge Vater, vor allem das lange Sterben seiner Tochter Anne hätten ihn Gott verdammen lassen.

Selbst Darwins Gegner geben sich heute versöhnlich. Denn Sanders schreibt in einem Sonderheft, das die fundamentalistische Organisation der bibeltreuen Christen *Answers in Genesis* zum Darwin-Jahr herausgibt. Und obwohl sie sonst ganz auf das in der Bibel geoffenbarte Wort Gottes vertrauen, greifen sie darin zur Psychologie, um Darwins «Irrlehren» zu erklären.

Die Waffen des Gegners

Ein Zeichen von Stärke ist das nicht; behauptet der christliche Fundamentalismus doch die Überlegenheit des Glaubens über alle anderen Weltanschauungen. Zu wissenschaftlichen Argumenten zu greifen, heisst da, sich vom Gegner die Waffen diktieren zu lassen.

Und der Erzfeind ist Charles Darwin für die Bibeltreuen nach wie vor. Während sich die grossen christlichen Kirchen mit dem Modus Vivendi arrangiert haben, Religion und Evolutionstheorie könnten nicht kollidieren, weil sie sich mit gänzlich verschiedenen Dingen befassen, ist das für die Fundamentalisten keine Option. Als Kreationisten glauben sie fest daran, dass Gott die Welt vor rund 6000 Jahren genauso erschaffen hat, wie es in der Genesis verkündet wird: an sechs Tagen, am siebten ruhte er. Hätte Darwin recht, stürzte ihre Welt zusammen.

In den USA glaubt heute noch ein Drittel der Erwachsenen, dass die Heilige Schrift wörtlich zu verstehen sei. Der Kampf gegen die Evolution hat in *God's own country* Tradition: Der «Affenzug» von 1925, bei dem in Tennessee der Lehrer John Scopes verklagt wurde, weil er Darwins Abstammungslehre unterrichtet hatte, ist nicht nur wegen der Verfilmung mit Spencer Tracy legendär («Inherit the

Wind»). Erst 1968 erklärte der Supreme Court die Anti-Evolutions-Gesetze der Südstaaten für verfassungswidrig.

Seither versuchen die Evangelikalen, eine auf der Bibel beruhende *Creation Science* zu formulieren, die in den Schulen gleichberechtigt mit der Evolutionslehre unterrichtet werden soll. Doch der Flirt mit der Wissenschaft ist heikel. Zu welchen Kuriositäten das führen kann, ist im 2007 eröffneten Creation Museum zu sehen. Da tummeln sich die Dinosaurier mit Adam und Eva im Paradies.

Konnte früher einfach behauptet werden, Gott habe alle Fossilien im Boden vergraben, um die Gläubigen zu prüfen, ist die Evidenz für die Dinosaurier längst viel zu überwältigend geworden. Also adoptierten die Kreationisten sie. Weil die Erde aber nur wenige tausend Jahre alt ist, müssen sie gemeinsam mit den Menschen gelebt haben. Leider unterschlägt der Schöpfungsbericht ausgerechnet die imposanten Riesen, weshalb Behemoth und Leviathan aus dem Buch Hiob als biblische Dinos erhalten müssen. Ob die dann in der Sintflut ertranken oder bis in historische Zeit als Drachen existierten, darüber wird in Kreationistenkreisen noch debattiert.

Solche Probleme vermeiden will die *Intelligent-Design*-Bewegung, wie sie vom Discovery-Institut in Seattle propagiert wird. Sie hat sich von der wörtlichen Auslegung der Bibel verabschiedet und gibt sich wissenschaftlich. Vieles in der Welt sei so komplex, lautet ihr Credo, dass dahinter nur ein intelligenter Designer stecken könne. Zum Beispiel hinter dem menschlichen Auge.

Der Pfuscher Gottes?

Ausgerechnet, schmunzeln da die Biologen. Nicht nur habe die Evolution auf gut ein Dutzend unterschiedliche Weisen Sehorgane entwickelt. Gerade das menschliche Auge sei ja eher *Stupid Design*: Bevor das Licht auf die Sensoren der Netzhaut trifft, muss es die Schicht der Nervenfasern passieren, die die visuellen Informationen zum Gehirn leiten. «Das ist, als ob in einer Kamera die lichtempfindliche Seite des Films auf der falschen Seite läge», sagt der britische Genetiker Steve Jones. «War Gott wirklich so ein Pfuscher?» Die Christen sollten es besser beim Glauben belassen.

Kai Michel

Fünf Jahre ist er unterwegs. Während die «Beagle» die Küsten kartografiert, macht Darwin Expeditionen an Land. Auf den Galapagos sammelt er Vögel, schickt sie nach London. Erst später stellt sich heraus, dass es sich bei fast allen Exemplaren um Finken handelt. So verschieden ihre Gestalt, vor allem die der Schnäbel, so verschieden sind die ökologischen Nischen, an die sie sich angepasst haben: Als Darwinfinken gelangen sie zu Weltruhm. Wieder heimgekehrt, arbeitet Darwin an seiner Theorie über die Entstehung der Arten. Es dauert mehr als zwanzig Jahre, bis er sie im November 1859 als Buch publiziert.

Wandelbare Schmetterlinge

Die Logik seiner Evolutionslehre ist einfach, ihre Grundidee die Variabilität: Alle Organismen einer Population unterscheiden sich durch kleine Merkmale voneinander, etwa in Färbung, Grösse, Fruchtbarkeit oder Krankheitsresistenz. Manche Variationen bescheren ihren Besitzern bessere Überlebens- und Fortpflanzungschancen. Andere lassen ihre Träger früher sterben oder weniger Nachkommen haben. Diesen Auswahlprozess nennt Darwin natürliche Auslese oder Selektion. Weil die Träger vorteilhafter Merkmale mehr Nachkommen produzieren, werden sich ihre Gene über die Generationen hinweg in der Population ausbreiten und diese an die Umwelt anpassen.

Ein Beispiel: Birkenspanner, eine Schmetterlingsart, waren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hell gefärbt und auf den von Flechten bewachsenen Birkenstämmen für Feinde kaum erkennbar. Durch die Luftverschmutzung der Industrialisierung nahm der Flechtenbewuchs ab, und die Stämme färbten sich dunkel. Helle Birkenspanner waren fortan ein gefundenes Fressen für die Vögel. Jene aber, die durch Zufall, also durch Mutation oder genetische Rekombination, dunkler waren, überlebten und pflanzten sich vermehrt fort. Nach einigen Jahrzehnten waren fast alle Birkenspanner dunkel.

Manches an Darwins Theorie lag in der Luft. Bereits der französische Naturforscher Jean-Baptiste Lamarck (1744–1829) hatte mit der uralten Vorstellung gebrochen, Tier- und Pflanzenarten seien auf ewig unveränderlich. Lamarck glaubte, dass der Gebrauch eines Organs dieses verändert und sich solche Veränderungen vererben: Die Häse der Giraffen wurden länger, weil sich die Tiere recken mussten, um ans Laub zu kommen. Nach Darwin hingegen hatten jene Giraffen einen Vorteil, die durch genetischen Zufall längere Häse hatten, deshalb mehr frassen und mehr Kinder in die Welt setzten als kurzhalsige Giraffen und so ihre Langhalsigkeit verbreiteten.

Nur «zufällig zum Vergnügen» habe er den «Essay on the Principle of Population» des britischen Ökonomen Thomas Malthus (1766–1834) gelesen, erzählt Darwin in seinen Erinne-



Schnelligkeit statt Kraft: Gepard.



Vorteil Langhalsigkeit: Giraffen.



Kleine Unterschiede: Galapagos-Landleguan.

rungen. Darin formuliert Malthus die These, dass die Bevölkerung immer schneller zunimmt, als es der zur Verfügung stehende Lebensraum und das Nahrungsangebot erlauben. Deshalb herrsche ein unvermeidlicher Kampf ums Dasein: Hungersnöte, Kriege und Epidemien reduzierten die Bevölkerung auf ein erträgliches Mass. «Und weil ich durch meine lange Beobachtung der Verhaltensweisen von Tieren und Pflanzen wohl darauf vorbereitet war, anzuerkennen, dass ein Kampf ums Dasein überall stattfindet, wurde mir sofort deutlich, dass unter solchen Bedingungen vorteilhafte Variationen eher erhalten bleiben und unvorteilhafte eher vernichtet werden», schreibt Darwin.

«Gottähnlicher Verstand»

Natürlich macht seine Theorie, davon ist er überzeugt, vorm Menschen nicht halt. Zwar scheut er zunächst den Skandal und bedenkt den Menschen in «The Origin of Species» bloss mit einem Satz: «Licht wird auch fallen auf den Menschen und seine Geschichte»; 1871 aber legt er das Buch «Die Abstammung des Menschen» vor und exerziert seine Theorie am konkreten Beispiel durch: «Und wir müssen jedenfalls zugeben», lautet der letzte Satz, «dass der Mensch mit all seinen edlen Eigenschaften, mit seiner Sympathie für die Niedrigsten, mit seinem Wohlwollen nicht nur gegenüber anderen Menschen, sondern auch gegenüber dem niedrigsten Lebewesen, und seinem gottähnlichen Verstand, der ihn die Bewegungen und die Einrichtung des Sonnensystems erkennen liess, dass der Mensch mit all diesen Fähigkeiten und Kräften in seinem Körperbau immer noch die unaustilgbaren Zeugnisse seines niedrigen Ursprungs erkennen lässt.»

Kein Gott mehr stand bei seiner Geburt Pate – das Aufdecken des niedrigen Ursprungs nennt Sigmund Freud die zweite narzisstische Kränkung des Menschen (die erste erfolgte durch Kopernikus, der die Erde aus dem Mittelpunkt des Universums gestossen hatte; die dritte war die Freuds selbst, nach der der Mensch nicht einmal Herr über sich selbst ist). Was aber Darwins Evolutionstheorie trotz aller religiöser Widerstände zum Erfolg machte: Sie bot Kompensation. Mochte die Evolution ohne Gott auskommen, schien ihr Endziel doch der Mensch zu sein. Diesmal erhielt er die Krone aus den Händen der Wissenschaft.

Und sie hatte gesellschaftliche Konsequenzen: Wenn in der Natur der Kampf ums Dasein herrschte, dachte mancher Zeitgenosse, musste das doch auch unter den Menschen der Fall sein; die waren doch kaum mehr als rasierte Affen. Darwins Zeitgenosse, der Sozialphilosoph Herbert Spencer (1820–1903), hatte den Begriff des *survival of the fittest* geprägt und propagierte das Recht des Stärkeren: Wollte eine Gesellschaft erfolgreich sein, durfte sie kein

Wissenschaft

Reisen zu Darwin

Die besten Bücher zum Jubiläum des Begründers der Evolutionslehre.

Den abenteuerlichsten Zugang für ein Buch über Charles Darwin hat der Wissenschaftsautor Jürgen Neffe gewählt. Er begibt sich selbst auf Entdeckungsexpedition, und zwar einmal rund um den Globus genau auf der Route, die Darwin mit der «Beagle» absolvierte. Herausgekommen ist eine schillernde Reisereportage, in der Neffe die vergangene Welt Darwins mit der von heute verschmilzt.

Dafür blieb Steve Jones mit «Darwins Garten» gewissermassen zu Hause. Schliesslich verbrachte der Begründer der Evolutionslehre nach seiner Weltreise dort die restlichen fast fünfzig Jahre seines Lebens. Beschaulich ist das Buch über die Karriere der Evolutionslehre dennoch nicht. Dazu ist Jones, der gerne mit der These für Schlagzeilen sorgt, die Moderne hätte der menschlichen Evolution ein Ende gesetzt, viel zu meinungsfreudig.

Besonders faszinierend an Darwin ist, dass die moderne Genetik sein Denken bestätigt, obwohl er noch keine Ahnung hatte, wie Vererbung sich konkret vollzog. Der Molekularbiologe Sean B. Carroll erzählt in der «Darwin-DNA» spannend von dem, was das Erbgut über die Entwicklung des Lebens zu erzählen hat.

Das beste Buch für alle, die sich umfassend in die Evolutionslehre einführen lassen wollen, hat der Wissenschaftsphilosoph Chris Buskes geschrieben: In «Evolutionär denken» erklärt er auf gut lesbare Weise die einzelnen Aspekte von Darwins Theorien und beschreibt, wie sie die verschiedensten Bereiche des Wissens verändert haben und es immer noch tun.

Zu guter Letzt: Auch die kleinen Bände von Julia Voss und Eve-Marie Engels informieren solide über Darwins Leben, Werk und Wirkung. (*mic*)

Jürgen Neffe: Darwin. Das Abenteuer des Lebens. Bertelsmann. 448 S., Fr. 41.90

Steve Jones: Darwins Garten. Leben und Entdeckungen des Naturforschers Charles Darwin und die moderne Biologie. Piper. 368 S., Fr. 41.90

Sean B. Carroll: Die Darwin-DNA. Wie die neueste Forschung die Evolutionstheorie bestätigt. Fischer. 336 S., Fr. 36.90

Chris Buskes: Evolutionär denken. Darwins Einfluss auf unser Weltbild. Primus. 360 S., Fr. 54.–

Julia Voss: Charles Darwin zur Einführung. Junius. 215 S., Fr. 26.90

Eve-Marie Engels: Charles Darwin. C. H. Beck. 255 S., Fr. 27.90

Mitleid mit den Armen und Schwachen haben. Das störe das natürliche Gleichgewicht. Der Sozialdarwinismus bot Imperialismus und Manchester-Kapitalismus Legitimation.

Nun aber ist der Mensch dank seiner Kultur in der Lage, sich von der natürlichen Selektion zu emanzipieren: Wird das Klima kälter, greift er zum Pullover und stellt die Heizung an. Statt sich der Umwelt anzupassen, passt er die Umwelt sich an. Dass dabei die Evolution auf den Kopf gestellt wird, bereitet Darwin Sorge: Er fürchtet Degeneration.

Gefahren der Zivilisation

«Bei Wilden werden die an Geist und Körper Schwachen bald beseitigt», schreibt er in «Die Abstammung des Menschen». «Auf der andern Seite tun wir zivilisierte Menschen alles nur Mögliche, um den Prozess dieser Beseitigung aufzuhalten. Wir bauen Zufluchtsstätten für die Schwachsinnigen, für die Krüppel und die Kranken; wir erlassen Armengesetze, und unsere Ärzte strengen die grösste Geschicklichkeit an, das Leben eines Jeden bis zum letzten Moment zu erhalten.»

Mit Impfungen würden Tausende Menschen gerettet, die früher «in Folge ihrer schwachen Konstitution» den Pocken erlegen wären. «Niemand, welcher der Zucht domestizierter Tiere seine Aufmerksamkeit gewidmet hat, wird daran zweifeln, dass dies für die Ras-

se des Menschen im höchsten Grade schädlich sein muss», glaubt Darwin.

Aber: Der Mensch kann nicht anders, so Darwin, der «Instinkt der Sympathie» zwingt ihn dazu. «Auch könnten wir unsere Sympathie, wenn sie durch den Verstand hart bedrängt würde, nicht hemmen, ohne den edelsten Teil unserer Natur herabzusetzen.» Und weiter: «Wir müssen daher die ganz zweifelsohne schlechte Wirkung des Lebenbleibens und der Vermehrung der Schwachen ertragen.» Wenigstens glaubt Darwin, dass diese «nicht so häufig wie die Gesunden heiraten». Leider sei das mehr zu hoffen, als zu erwarten.

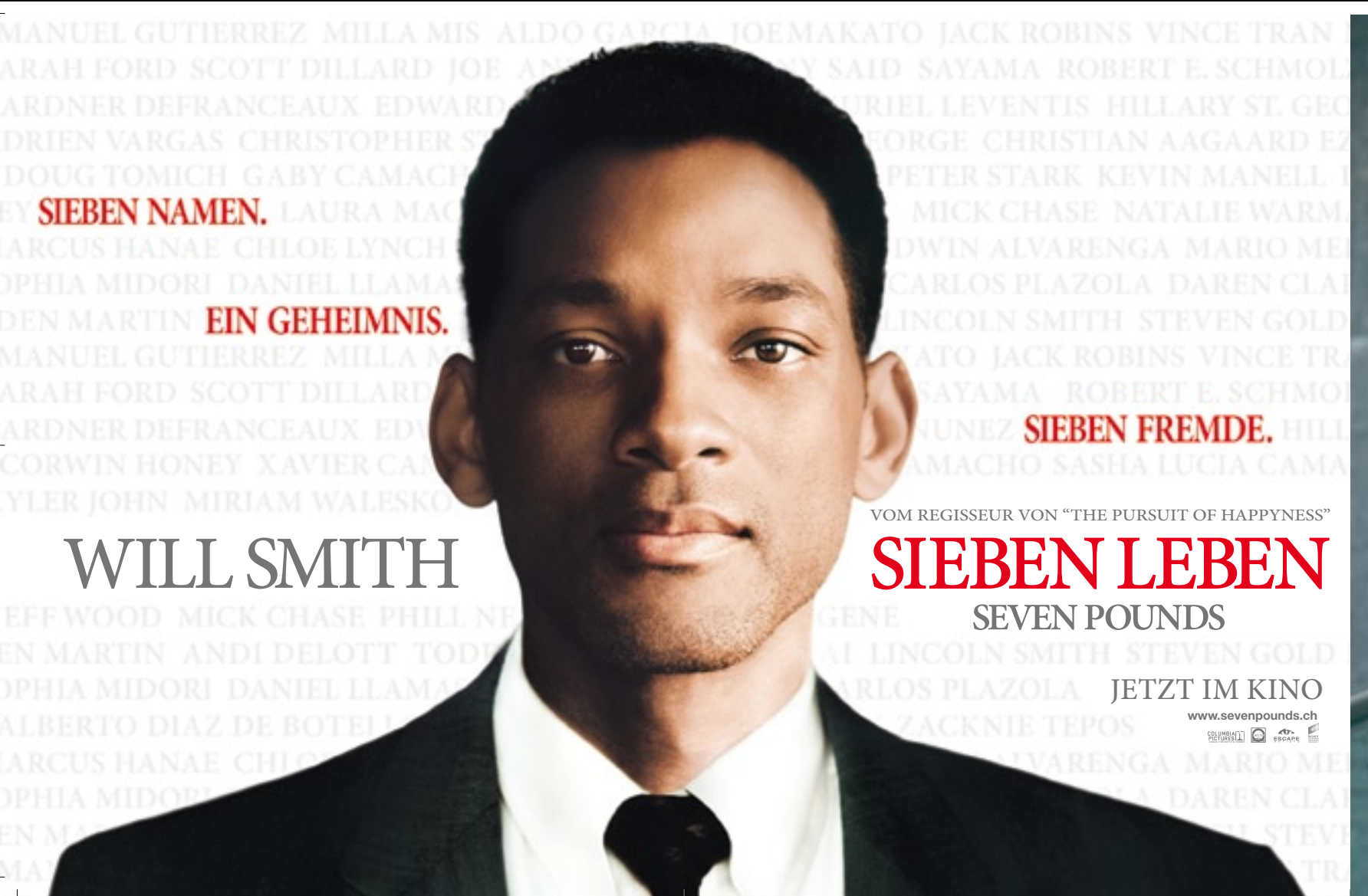
Anderen mangelt es an Darwins «Instinkt der Sympathie». Sein Vetter Francis Galton (1822–1911) begründet die Eugenik, die den Menschen durch selektive Fortpflanzung «veredeln» will. Ganz so, wie es Züchter mit ihren Tieren tun: Individuen mit «guten Eigenschaften» sollen sich stark vermehren, solche mit «schlechten Eigenschaften» gar nicht. Die Idee wird populär: Überall in der westlichen Welt kommt es, um «erbkranken» Nachwuchs zu verhindern, zu Heiratsverboten oder Zwangssterilisationen. Die Nazis werden «unwertes» Leben erbarmungslos «ausmerzen» und «Herrenmenschen» in den «Lebensborn»-Heimen der SS züchten.

«Tatsächlich stammt der Eugenik-Gedanke aus der Tier- und Pflanzenzucht», konstatiert

Lukas Keller, Professor für Populationsgenetik an der Universität Zürich. Darwin selbst bewegte sich viel in Taubenzüchterkreisen und hatte manche Erfahrung anhand der künstlichen Selektion gewonnen. «Ein Züchter aber», sagt Keller, «gibt ein Ziel vor. Er will Tiere haben, die mehr Milch geben oder mehr Eier legen. Und dafür wählt er aus, welche Tiere sich vermehren dürfen.» Es handelt sich also um eine gerichtete Evolution, die vom Züchter erzwungen wird. Das Zuchtprodukt ist jedoch nur in ein, zwei Eigenschaften optimiert; für die freie Natur taugt es kaum mehr.

«Die Evolution selbst aber ist ohne Richtung», sagt Keller, «sie hat kein Ziel und kennt keinen Fortschritt.» Es ist der Begriff Fitness, der immer wieder zu Missverständnissen führt, sagt auch der Evolutionsbiologe Ulrich Kutschera. «Er kommt vom englischen Wort *to fit*, und das heisst passen, anpassen. *Survival of the fittest* bedeutet also: Überleben des am besten an seine Umwelt Angepassten.» Mit Fitness meinte Darwin nicht physische Stärke, sondern die Fähigkeit, durch bessere Anpassung mehr Kinder zu zeugen.

Fitness ist also umweltbedingt und mindestens doppelt zufallsabhängig. Die in einer Population auftretenden Variationen sind ebenso zufällig wie die Veränderungen der Umwelt. Daher kann, was heute ein Erfolgsrezept war, morgen in den Untergang führen. Es sind oft



SIEBEN NAMEN.

EIN GEHEIMNIS.

SIEBEN FREMDE.

WILL SMITH

VOM REGISSEUR VON "THE PURSUIT OF HAPPYNESS"
SIEBEN LEBEN
SEVEN POUNDS

JETZT IM KINO

www.sevenpounds.ch



die «fittesten», also die am besten an eine Umwelt angepassten Arten, die am ehesten vom Aussterben bedroht sind.

Auch das evolutionäre Wettrüsten zwischen Jäger und Beute ist heikel, sagt der Wissenschaftsphilosoph Chris Buskes: «Nur die schnellsten Geparde erlegen genügend Gazellen; nur die schnellsten Gazellen haben eine Chance, dem Jäger zu entkommen.» Beim Geparden geht aber die Schnelligkeit auf Kosten der Kraft; Löwen und Hyänen jagen ihm die Beute ab. «Die Überspezialisierung könnte sich als evolutionäre Sackgasse erweisen.» Es ist kein Zufall, dass gerade die relativ unspezialisierten Menschen den Globus eroberten.

Zwangsläufig war das aber auch nicht. Dazu bietet die Evolution zu viele Überraschungen: «Hätte nicht vor 65 Millionen Jahren ein Asteroid die Erde getroffen, wären die Dinosaurier vielleicht heute noch die Herren des Tierreichs, und die Herrschaft der Säugetiere hätte nie begonnen», sagt Chris Buskes. «Doch selbst die Schützenhilfe aus dem All hat das Erscheinen des Menschen nicht unvermeidlich gemacht.» Wie genetische Untersuchungen zeigten, entging der Mensch seinem Untergang nur um ein Haar. Vor rund 75 000 Jahren überlebten weltweit kaum 1000 bis 10 000 Menschen die unvorstellbaren Folgen eines gigantischen Vulkanausbruchs auf Sumatra. Aussterben kann einfach Pech sein.

Dass aber seine Theorie oft nur als Auslese der Besten wahrgenommen wurde, daran ist Darwin nicht ganz unschuldig. Den Terminus vom «Kampf ums Dasein» hatte er von Malthus übernommen und ihn metaphorisch für die verschiedensten Strategien des Überlebens benutzt. Endet ein Kampf aber nicht zwangsläufig mit Siegern und Besiegten? Dabei war Darwin klar – und das zeigt die Forschung der letzten Jahre immer deutlicher –, dass Kooperation für das Überleben in der Natur oft wichtiger ist als Konkurrenz. Auch dass Darwin sein restliches Leben wegen vieler Krankheiten zurückgezogen in seinem Landhaus verbrachte und die Popularisierung seiner Theorie gerne anderen überliess, lieferte ihrer sozialdarwinistischen Vulgarisierung Vorschub.

Geschadet hat ihm das nicht: Noch heute wird Darwin selbstverständlich in Fachzeitschriften wie *Nature* oder *Science* zitiert – für eine 150 Jahre alte Theorie keine Selbstverständlichkeit. Umso erstaunlicher, da Darwin nicht einmal wusste, wie Vererbung tatsächlich funktioniert. Das damals unbeachtete Buch des Augustinermonchs Gregor Mendel, in dem er die Regeln der Vererbung erklärte, fand sich zwar in Darwins Nachlass: unaufgeschnitten. Trotzdem hat die Genetik Darwins Thesen bestätigt.

«Evolution ist keine Theorie, sondern eine Gegebenheit», sagt der Münchener Zoologe Josef H. Reichholf. Davor kann sich nicht ein-

mal die Kirche verschliessen: Papst Johannes Paul II. erklärte 1996, die Evolutionstheorie dürfe nicht mehr als spekulative Hypothese beiseitegeschoben werden. Keine Frage: Wir leben im Zeitalter des Darwinismus. Wir wissen, dass wir fünf Finger an den Händen haben, weil wir von Fischen mit dieser Knochenstruktur abstammen, die vor 370 Millionen Jahren an Land krabbelten. Wir können durch Genomanalysen unser Verwandtschaftsverhältnis zu anderen Tieren klären: 98,5 Prozent des menschlichen Erbguts sind mit dem der Schimpansen identisch, was zeigt, dass unser letzter gemeinsamer Vorfahr vor sechs Millionen Jahren lebte. Wir finden es sogar akzeptabel, menschliches Verhalten evolutionär zu erklären. Was vor dreissig Jahren noch ein Tabu war, gehört heute zum Repertoire der Küchenpsychologie: Geht es Männern nicht meist darum, ihre Gene möglichst weit zu verbreiten?

Ja, und wir träumen auch immer noch davon, den neuen Menschen zu züchten: Mittels Pränataldiagnostik lassen wir möglichst gesunde Kinder zur Welt kommen, versuchen durch Gentherapie defekte Gene auszuschalten und arbeiten unter Hochdruck an der Technik des Klonens. Kurz: Darwin lebt.

Im Internet

Exklusiv für *Weltwoche*-Leser: Die Zusammenfassung von Charles Darwins «Die Abstammung des Menschen». Kostenlos auf www.getabstract.com/weltwoche

UBS-Kundinnen und -Kunden haben das Wort.

«Die UBS, das sind mehr als 27 000 Arbeitsplätze in der Schweiz! Der UBS öffentlich den Prozess zu machen, bedeutet also, ihn auch all ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zu machen – obwohl sie mir immer einen tadellosen Service geboten haben. Ich baue deshalb weiterhin fest auf meine Bank – im Interesse der Wirtschaft unseres Landes und weil die Menschen, die für sie arbeiten, es verdient haben!»

C. Masserey

Christian Masserey
Privatkunde

Händler aus Prinzip

In einer sonntäglichen Blitzaktion hat Coop-Chef Hansueli Loosli die Preise von 600 Markenartikeln auf das Niveau des Discounters Denner purzeln lassen. Der Coup muss ihm derart diebische Freude bereitet haben, dass er nun sagt, er wolle bis zur Pensionierung Coop-Chef bleiben. *Von Carmen Gasser*



Das letzte Tabu: Coop-Chef Loosli.

Selbst für hartgesottene Journalisten gibt es ein letztes Tabu: Sonntagsarbeit. Zumindest dann, wenn kurzfristig keine News von welt-politischer, mindestens aber nationaler Bedeutung in die Zeitungsspalten gerückt werden müssen. Nun stellt sich die Frage: Ist die Ankündigung des «grössten Preisabschlags aller Zeiten», eine Rabattaktion für «mehr als 600 Markenartikel» ein solches Ereignis von nationaler Tragweite? Für Hansueli Loosli, Chef des zweitgrössten Retailers im Lande, einen Händler aus Passion und Berufung, ist es dies zweifellos. Und so bestellte er die Journalisten des Landes sonntags um elf zur Pressekonferenz nach Zürich-Oerlikon.

Die Quittung bekam er montags. «Die grosse Medienresonanz zeigt», sagt ein zufriedener Loosli, «dass wir ein heisses Eisen angefasst haben.» Besonders erfreulich für den Coop-Chef: «Ein Umsatzplus im zweistelligen Prozentbereich auf den gesenkten Markenartikeln» sei die unmittelbare Folge in den ersten Tagen gewesen. Und die Journalisten taten, was sie auch gut können – sie lamentierten über der Fronarbeit am Tage des Herrn. «Der etwas andere Sonntag», titelte die *Südostschweiz*; «hätte Coop mit der Bekanntgabe nicht bis Montag warten können?», fragte leicht verärgert schon die *Basler Zeitung*; und der Zürcher *Tages-Anzeiger* resignierte vor der Macht des

Faktischen und titelte: «Looslis Worte zum Sonntag».

Der Angesprochene gibt sich pragmatisch. Hätte ich die Pressekonferenz am Montag abgehalten, sagt er, hätte ich sonntags tausend Coop-Mitarbeiter zur Preisetikettierung in 800 Supermärkte aufbieten müssen – Angestellte, die bereits am Samstag im Einsatz gestanden hatten. «Für einmal lade ich da lieber zwanzig Journalisten am Sonntag nach Zürich ein.» Eine konsequente Haltung auch dies.

Es ist, so scheint es, ein Sieg nach Punkten für Hansueli Loosli. Er hat die Presse für seine Sache eingespannt und als *first mover* beim Spiel der purzelnden Preise die Konkurrenz von Migros über Denner bis Lidl alt aussehen lassen. Manchmal, so viel ist klar, sind selbst Sonntage mit geschlossenen Läden Glückstage für einen Händler.

Lediglich die Adressaten seiner Blitzaktion, die Konsumenten, verharren noch in Skepsis angesichts des Loosli-Coups. «Werden wir für dumm verkauft, Herr Loosli?», fragt ein Ruedi Lanz in einem Online-Forum. Zahlreiche Produkte, meint er, seien heute teurer als noch vergangenen Dezember. Ein Guido Heimberg macht sich im Internet einen eigenen Reim: «Plötzlich geht alles. Das wäre schon vor Jahren gegangen.» Vielleicht hat dieser Surfer sogar recht.

Für eine Aktion braucht es jedenfalls einen klaren Chefentscheid, und dass Loosli diesen nun gefällt hat, spricht für ihn. Denn erstens ist er seit zwölf Jahren Konzernchef beim Basler Detaillisten und zweitens träumte Loosli bereits als Kind davon, Konzernchef zu werden. Kinderträume muss man wahr machen, so will es der Volksmund. Auch wenn Träume nicht immer leicht zu verwirklichen sind.

Hinter der Kasse im Laden

Ein «leichtgewichtiger Aufsteiger aus dem Rüebliland», schrieb einst wenig einfühlsam ein Journalist dieses Blattes, als Loosli 1997 zum Konzernchef aufstieg, und attestierte ihm immerhin Fleiss und Effizienz, aber wenig Visionen und kaum strategischen Weitblick. Journalisten können irren, und heute hat Hansueli Loosli eine ganz eigene Form gefunden, die Schreiberlinge für sich arbeiten zu lassen.

Aber das mit dem Fleiss stimmt auf jeden Fall. Der Bauernsohn aus dem aargauischen Würenlos stand schon als Dreikäsehoch hinter der Kasse im Laden seiner Mutter und wuchs buchstäblich im Detailhandel auf. Später absolvierte er eine kaufmännische Lehre, natürlich im Detailhandel. Anfang der achtziger Jahre bewarb sich Loosli bei Mövenpick um einen Posten im Rechnungswesen. Ein Glücksfall für ihn, denn der legendäre Mövenpick-Patron Ueli Prager war persönlich dafür besorgt, dass sich der junge Mann zum Controller weiterbildete. Von Mövenpick zog es Loosli zum Detaillisten Waro. Beat Curti, sein damaliger Chef, behielt ihn in Erinnerung als «einen erfahrenen Macher, der spürt, was am Markt passiert». Er habe sich durchgesetzt, sei zuverlässig und stehe zu seinem Wort. 1992 holten die Verantwortlichen von Coop den 36-Jährigen in die Direktion des Basler Grossverteilers. Als Gesellenstück fasste er die Aufgabe, Coop Zürich zu sanieren. Was Loosli derart erfolgreich tat, dass die damalige Präsidentin Liliane Uchtenhagen ihn lobte als «den besten Direktor, den Coop je hatte».

Dabei habe sich Loosli einen sonderbaren Arbeitsstil angewöhnt, wie ein langjähriger Weggefährte erzählt: «Management by Zettelwirtschaft». Alles, was der Chef von 48 000 Angestellten erledigen müsse, wird säuberlich auf kleinen Zetteln notiert, im entsprechenden Dossier abgeheftet und bei passender Gelegenheit abgearbeitet. Dazu braucht Loosli weder Computer noch elektronische Agenda, und aus demselben Grund ist sein Schreibtisch

im 13. Stock des Basler Coop-Hochhauses stets papierlos und sauber.

Loosli ist kein Schöngest und kein Schönredner. Strategien definiert der Mann mit dem scharf konturierten Scheitel und den farblich wechselnden Brillengestellen zwar gerne in Kooperation mit seinen Managern um ihn herum, doch als weisungsberechtigter Vorgesetzter verfügt er über eine Machtfülle, wie es sie bei Coop noch nie gegeben hat. Loosli und Coop sind fast Synonyme. Öffentliche Auftritte meidet er, Cocktailpartys hält er für so überflüssig wie Lidl-Filialen. Auf einer vom Wirtschaftsblatt *Cash* veröffentlichten Rangliste der narzisstischsten Chefs der Schweiz landete Loosli auf dem drittletzten Platz.

An einem solch uneitlen Urgestein des Detailhandels prallen Kritik und Niederlagen denn auch ohne Spätfolgen mit Therapiebedarf ab, und Erfolge führen nicht zum unkontrollierten Verlust der Bodenhaftung. Jahrelang galt Coop unter Loosli im Direktvergleich zur marktmächtigen Migros als dynamischer, die Basler füllten die schnelleren Entscheide, kauften auf, was zu haben war: Epa, Waro, Fust, Carrefour, Christ. Bis diese Expansionsstrategie zunehmend in Kritik geriet. Teuer sei die Shoppingtour, gefährlich die Strategie, und 2004 betitelte die *Handelszeitung* den aggressiven Retail-Chef gar als «Loser-Loosli». Der Grund: zu hohe Preise. Coop sei massiv teurer als der Erzrivale Migros, rechnete das Verbrauchermagazin *K-Tipp* vor. Schlagzeilen, die sich in den Köpfen der Konsumenten festsetzten. Ungehörig fand das Loosli und wollte klagen. Überlegte sich das ein zweites Mal und lancierte stattdessen die Billiglinie «Prix Garantie».

Was macht die Konkurrenz?

Heute steht der Coop-Chef am Zenit seines beruflichen Wirkens. «Er hat aus einem verstaubten Detailhändler eine hochprofessionelle Verkaufsorganisation gemacht, die im weltweiten Vergleich bestens aufgestellt ist», sagt Detailhandelsexperte Gotthard F. Wangler. Die Kritiker sind verstummt. Die Geschäftszahlen können sich sehen lassen. So stieg der Marktanteil von Coop trotz zunehmender Konkurrenz von 13,4 auf 15,8 Prozent. Mit einem Umsatz von ehemals 13 Milliarden Franken geht das vergangene Geschäftsjahr mit 18,3 Milliarden als das beste in die Geschichte des Unternehmens ein. Der Eigenkapitalanteil der Gruppe ist mittlerweile komfortabel und liegt bei 45 Prozent; vor zehn Jahren lag er noch bei 26 Prozent. Doch die Konkurrenz schläft nicht. Denner wird in diesem Preiskrieg wohl nachziehen, auch die Migros hat eine Preissenkung angekündigt Zur Freude der Konsumenten. Zum Ansporn von Hansueli Loosli. Denn der will noch bis zu seiner Pensionierung Coop-Chef bleiben. Sagte er zumindest. Vergangenen Dienstag. Wohl im Hochgefühl seiner gelungenen sonntäglichen Rabattaktion. ○

Detailhandel

Coop vs. Denner

Hansueli Loosli und Denner-Chef Philippe Gaydoul geben in der Gilde der Rappenspalter den Ton an. Von René Lüchinger

In einem eher tristen Zürcher Industriequartier befindet sich das Headquarter des letzten Schweizer Harddiscounters Denner AG. Im Entree die Büste des Gründers Karl Schwenk, ein in Metall gegossenes, kantiges Gesicht mit furchtlosem Blick: So will das verstorbene Enfant terrible des heimischen Detailhandels in Erinnerung behalten werden. Ein paar Stockwerke darüber arbeitet Philippe Gaydoul, Enkel und Nachfolger des Gründers, der seinen Laden mittlerweile an die Migros verkauft hat. Er sitzt da, die Arme verschränkt, ein rot leuchtendes Denner-Plakat zur Linken, eins zur Rechten; und wenn der Name Hansueli Loosli fällt, umspielt ein Schmunzeln seine Lippen. «Die Verbilligungsaktion», sagt er, «ist ein Angriff auf Denner.» Dass der Kontrahent aus Basel seine Attacke ausgerechnet an einem Sonntag lancierte, am Ruhetag der meisten Detaillisten im Land, ist für Gaydoul «eher aussergewöhnlich» – aber ein Erdbeben, wie das Loosli weismachen will? Er schmunzelt wieder, sagt fast nachsichtig: «Jetzt ist Loosli mit seinen verbilligten Produkten bei unseren Preisen.»

Loosli und der rund fünfzehn Jahre jüngere Gaydoul, zwei Händler von altem Schrot und Korn, zwei Platzhirsche in der Gilde der Rappenspalter, ähnlich gestrickt in Temperament und Geschäftsinteressen.



Hier spricht der Preis: Denner-CEO Gaydoul.

Coop kaufte einst die Denner-Tochter Waro, die Loosli selber einmal geführt hatte, man war per du, und als Gaydoul seine Läden am 12. Januar 2007 nicht ihm, sondern dem Erzkonkurrenten Migros verkaufte, war der Coop-Chef verschnupft. Nun gehört Denner definitiv in Feindesland, und die Konkurrenz wird wieder mit Inbrunst gepflegt. In Basel ist das Ziel neuerdings wieder, günstig, günstiger, am günstigsten sein zu wollen, mindestens so günstig jedenfalls wie Denner; und in Zürich verfolgt man dieses Spektakel mit professionellem Interesse und mit etwas Irritation. Wofür denn, fragt sich manch einer in der Denner-Zentrale, steht die Marke Coop? Für den Supermarkt des Markenartiklers? Für den Discounter? Für Bio? Gegenfrage: Wofür steht Denner? Antwort aus Zürich, wie aus der Pistole geschossen: für Discount. Der zur Marke gewordene Robin Hood für das kleine Haushaltsbudget. Kein zahloser, wie der Kampf um den Preis der Cailler-Schokolade gezeigt habe. Preisstürze stecken in Denners DNA, und das dürfte auch Loosli nicht entgangen sein.

Modische Preisvergleiche

Vielleicht aber haben die Wortklaubereien um Markenprofile, Preise und Konsumentenwünsche weniger mit der zuweilen auseinanderklaffenden mentalen Distanz zwischen Basel und Zürich zu tun als vielmehr mit einer sich rapide verändernden Grosswetterlage im Detailhandel. Klassische Supermärkte, die sich seit Mitte des vergangenen Jahrhunderts noch als Avantgarde einer schönen neuen Markenwelt präsentierten, drücken im neuen Jahrtausend auch Billiglinien in die Regale – und sei es nur, um bei den in Mode gekommenen Preisvergleichen mithalten zu können. Den klassischen Harddiscounter mit seinen 600 billigen und vor allem schnell drehenden Artikeln im Angebot gibt es nicht mehr. Auch die ehemals muffigen Discounter haben sich längst zu Vollversorgern mit Frischangebot gemausert.

Und wo alles gleicher wird, muss viel Wind gemacht werden, wenn sich dann doch einmal etwas bewegt. Am Schluss bleibt: Ein Händler ist ein Händler, und einen Laden zu haben, «ist cool», wie Gaydoul das ausdrückt. Dem würde wohl auch Loosli beipflichten.

«Ach, das ist ein frommer Wunsch»

Die renommierte Ökonomin Beatrice Weder di Mauro ist überzeugt, dass die Wirtschaftsprognosen für die Schweiz zu optimistisch sind. Es brauche eine verbesserte, globale Finanzmarktaufsicht. Massnahmen zur Stützung der Konjunktur seien angebracht. *Von Carmen Gasser*

Frau Weder di Mauro, wie lautet Ihr Befund für die Lage der Weltwirtschaft?

Wir haben eine schwere Krise der Wirtschaft vor uns, denn sie ist synchron in allen grossen Regionen der Welt. Insofern sind die Aussichten für die Weltwirtschaft in den nächsten ein, zwei Jahren eher düster.

Befinden wir uns am Anfang oder doch schon eher in der Mitte der Krise?

Man muss aufpassen, was man als Krise bezeichnet. Wir haben seit eineinhalb Jahren eine Bankenkrise, die sich seit Mitte September deutlich verschärft hat und mittlerweile in der Realwirtschaft angekommen ist. Wenn man die Krise der Realwirtschaft anschaut, sind wir eher am Anfang.

Es gibt also weltweit kein Entkommen?

Die Rezession wird einzelne Länder treffen, die zum Teil schon jetzt in einer technischen Rezession sind, da sie mehrere Quartale negative Wachstumsraten hatten. Und auch für die Weltwirtschaft hat der IWF bereits eine Rezession prognostiziert. Zu dieser kommt es, wenn das Wachstum der Weltwirtschaft unter drei Prozent ist.

Viele Ökonomen hoffen, dass sich einzelne Länder oder Regionen von der Krise abkoppeln können. Ist das realistisch?

Ach, das ist ein frommer Wunsch. Ich habe nicht daran geglaubt. Es kann ja nicht sein, dass mit den USA und Europa etwa fünfzig Prozent der Weltwirtschaft in eine Krise geraten und der Rest der Welt fröhlich weiterwächst. Es hat lediglich eine Verzögerung gegeben, bis die Schockwellen bei den Schwellenländern angekommen sind.

Wen wird die Krise am härtesten treffen?

Zunächst Länder, die eine Banken- und Immobilienkrise haben. Aber auch Schwellenländer werden davon stark betroffen sein. Das hohe Wachstum der Weltwirtschaft ging mit einer Reduktion der Armut einher. Millionenfach wurden Menschen in Schwellenländern wie China und Indien aus der Armut gehoben. Die Weltbank schätzt, dass aufgrund des Wachstumseinbruchs hundert Millionen Menschen wieder in die Armut zurückfallen.

Die vielgepriesene Globalisierung ist schuld daran, dass sich die Krise weltweit ausbreiten konnte.

Die Globalisierung der Finanzwelt, ja, denn sie ermöglichte erst den weltweiten Verkauf von verbrieften Produkten. Aber



«Entscheidungen von einer historischen Dimension»: Professorin Weder di Mauro.

die reale Globalisierung, also die zunehmende internationale Handelsverflechtung und Arbeitsteilung, hat mit den Ursachen dieser Krise wenig zu tun. Der Ursprung liegt im Finanzsektor und im Immobilienmarkt in den USA. Dort gab es Fehlentwicklungen, die sich schliesslich auch im europäischen Bankensystem kumuliert haben. Der Nährboden war eine zu expansive Geldpolitik in den Vereinigten Staaten.

Waren Sie persönlich eigentlich überrascht über das Ausmass dieser Krise?

Als Ökonomin, die sich intensiv mit Finanzkrisen befasst hat, überraschte es mich weniger. Es ist zwar für die Industrieländer eine einmalige Situation, aber auch eine, die in Schwellenländern schon oft, vielleicht nicht in dieser verschärften Form, vorgekommen ist. Die Bevölkerung hierzulande ist jetzt erstmals seit langem wieder damit konfrontiert, dass die Wirtschaft wie eine Achterbahn auf und ab gehen kann. In Schwellenländern gibt es diese Phasen von schnellen Aufschwüngen und starken Einbrüchen sehr häufig, Lateinamerika kann ein Lied davon singen.

Die Krise von 2002 ist nicht sehr lange her. Müssen wir uns in Zukunft an einen Zickzackkurs der Wirtschaft gewöhnen?

In den Industrieländern haben wir das zum Glück sehr selten. Ich denke, man wird Lehren aus dieser Krise ziehen und die Regeln für Finanzmärkte und Banken verbessern.

Wie stark wird die Schweiz von den Turbulenzen betroffen sein?

Von offizieller Stelle wird für 2009 ein negatives Wachstum von etwa einem Prozent und für 2010 bereits wieder eine Erholung prognostiziert. Ich sehe die Prognose für 2010 als zu optimistisch. Für die Schweiz trifft wie auch für Deutschland zu, dass beides Länder sind, die stark von der weltwirtschaftlichen Nachfrage und jener ihrer Handelspartner abhängen. Der Impuls, der von aussen gekommen ist, fällt nicht nur weg, der könnte sogar negativ werden. Zusätzlich schwierig für die Schweiz ist das, was bislang als eine Stärke angesehen wurde, dass die Finanzwirtschaft einen so hohen Anteil des BIP ausmacht.

Könnten die unterschiedlichen Vorstellungen der Politiker zu einer Zerreihsprobe für die EU werden?

Es ist keine leichte Zeit. Einerseits liegen viele der Kompetenzen auf nationaler Ebene, zum Beispiel jene, staatliche Konjunkturprogramme und Rettungspakete für die Banken zu schnüren. Das sind weitgehend nationale Angelegenheiten. Gleichzeitig sind die Banken, um die es geht, international tätig, und das erfordert einen supranationalen Zugang. In diesem Spannungsfeld zeigt sich, dass die Integration der EU noch nicht weit genug fortgeschritten ist.

Wirkt der Euro unterstützend, oder verschärft er den Druck noch mehr?

Der Euro hat sich bewährt. Ohne den Euro hätten wir neben der Bankenkrise auch noch eine grosse Anzahl von Währungskrisen. Ich kann mir eine beträchtliche Zahl von Ländern vorstellen, die jetzt in einer massiven Währungskrise stecken würden. Wir hatten in Europa bereits bei viel geringeren Schocks Währungskrisen, etwa Anfang der neunziger Jahre in Italien, England oder Schweden.

Werden wir weitere Bankenpleiten sehen?

Das denke ich nicht. Doch trotz der Ankündigungen und dem klaren Willen der Regierungen einzuschreiten, hat sich das Vertrauen auf den Interbankenmärkten noch nicht eingestellt. Das sehen wir daran, dass sowohl in der Schweiz als auch in Deutschland Banken ihre Guthaben bei den Nationalbanken parken, anstatt es sich untereinander auszuliehen. Sie horten lieber das Geld und nehmen so einen Verlust in Kauf, da sie das Geld zu niedrigeren Zinsen bei der Zentralbank anlegen, als sie es von ihr bekommen. Das ist kein langfristiger Zustand, dass sich Banken ständig bei der Nationalbank refinanzieren und dort auch noch die Guthaben anlegen.

Was für Konsequenzen sollten aus der Bankenkrise gezogen werden?

Die Überwachungs- und Aufsichtsinfrastruktur hat nicht Schritt gehalten mit der Entwicklung der Märkte. Die Kompetenzen wurden weitgehend in nationaler Regie gehalten. So bekamen die Aufsichtsbehörden nur eine viel zu kleine Teilmenge an Informationen mit. Das ging aber nur so lange gut, wie man diese nicht unbedingt brauchte.

... und Sie folgern daraus?

Es braucht eine globale Überwachung aller Länder und von deren Wirtschaftspolitik. Zusätzlich wird eine internationale Aufsicht für supranationale Banken benötigt. Das sind unterschiedliche Ebenen, die zusammenfinden müssen. Jahrelang haben sich zwischen den grossen Blöcken Ungleichgewichte aufgebaut. Die USA konsumierten viel mehr, als sie selber produzierten, bauten Spardefizite auf, während andere zu viel sparten und Leistungsbilanzüberschüsse erzielten.

Ist eine globale Aufsichtsbehörde realistisch?

Für eine derartige Überwachung der Makropolitik der Länder wäre der Währungsfonds (IWF) geeignet. Das war ja seine ursprüngliche Aufgabe. Zweitens brauchen wir eine Aufsichtsbehörde, die über die weltweit tätigen grossen Institute Informationen hat. Diese sollte ein Aggregator von Informationen sein, damit wir wissen, wo die Risiken der Banken und der grossen Finanzinstitute liegen. Das mag viele Leute erstaunen, dass wir das nicht haben, aber ich kann Ihnen versichern, es ist so. Es gibt keine Instanz, die im Vorfeld hätte klar sehen können, wo die Risiken der strukturierten Produkte lagen.

Reichen denn die Konjunkturstützungs-massnahmen weltweit aus, um einen möglichen totalen Kollaps zu verhindern?

Es gibt zwei Verteidigungslinien der Fiskalpolitik. In ausserordentlichen Situationen, wenn es zu einer Rezession kommt, werden sich automatisch Defizite in den Haushalten ergeben. Etwa durch geringere Steuereinnahmen und höhere Ausgaben, beispielsweise in der Arbeitslosenversicherung. Die Staaten sollten dies hinnehmen und nicht dagegen ankämpfen. Dann fragt sich, ob zusätzliche Massnahmen ergriffen werden sollten. Da es sich um eine schwere und wahrscheinlich relativ lang andauernde Rezession handelt, sind zusätzliche konjunkturstützende Massnahmen angezeigt. Es sollte über kreditfinanzierte Ausgaben oder Mindereinnahmen nachgedacht werden.

Die Kritik des Weisenrats am deutschen Konjunkturprogramm ist schlecht angekommen. Der SPD-Fraktionsvorsitzende Peter Struck hat die Mitglieder des Rats als «unbequeme Besserwisser» verurteilt und gefordert, den Weisenrat abzuschaffen.

Der deutsche Sachverständigenrat ist oft unbequem, weil er unabhängig ist. Und es kommt nicht selten vor, dass wir die Regierung auch kritisieren für das, was sie tut. Aber die spezifische Kritik am Konjunkturprogramm ist nun schon wieder von der Realität überholt, da die Regierung mittlerweile an einem zweiten Programm arbeitet, das in Richtung unserer Vorschläge geht.

Kanzlerin Angela Merkel ist stark unter Beschuss. Wie schätzen Sie ihre Leistungen ein?

Ich denke, die Kanzlerin hat entschlossen und richtig reagiert. Dass sie es geschafft hat, innert einer Woche das Finanzmarktstabilisierungsgesetz aufzusetzen und durchzubekommen, war eine grosse Leistung. Denn man muss sehen, dass eine solche Krise 99,9 Prozent der Politiker vor völlig neue Herausforderungen gestellt hat. Sie standen vor der Situation, dass ihnen die Ökonomen gesagt haben: Wenn sie jetzt nicht eine halbe Billion Euro in die Hand nehmen, fällt der Boden raus im System. Das waren Entscheidungen von einer historischen Dimension.

Gibt es etwas, was Ihnen am Herzen liegt?

Ich sehe die Gefahr, dass die Krise die protektionistischen und isolationistischen Kräfte weltweit wieder stärkt. Die Globalisierung könnte teilweise rückgängig gemacht werden. Für die Schweiz wird die Abstimmung über die Personenfreizügigkeit eine konkrete und entscheidende Wegmarke sein. Sollte sie die Personenfreizügigkeit ablehnen und den bilateralen Weg gefährden, würde die Schweiz zweifellos deutlich zurücksinken.

Beatrice Weder di Mauro ist Professorin für Wirtschaft an der Universität Mainz. Als Mitglied des renommierten Weisenrats berät sie die deutsche Regierung.

Diskreter Bulle

Red Bull füllt mittlerweile die Hälfte seiner Energydrinks in Widnau SG ab. Ein segensreicher Standort: Das Wasser dürfte die Gemeinde zu guten Preisen abgeben, und die Mitarbeiter strömen in Scharen aus dem EU-Raum in die Fabrik. Nur darüber reden will kein Mensch. *Von Bernhard Raos*

Das St. Galler Rheintal ist eine unterentwickelte Randregion, wo etwas *kurlige* Leute mit rauem Dialekt bescheiden vor sich hin werkeln. Meinen viele Schweizer. Die Einheimischen sehen das ganz anders. Für sie ist es das «Chancental» im Vierländereck Süddeutschland, Vorarlberg, Liechtenstein und St. Gallen. Ein prosperierender, grenzüberschreitender Wirtschaftsraum. Eine Studie des Kantons St. Gallen besagt denn auch, dass das Rheintal tatsächlich europaweit zu den zehn attraktivsten Hochtechnologie-Standorten gehört.

Es ist ein Ruck durch das Tal gegangen, nachdem im Zeitraum 1991 bis 2001 die Zahl der Arbeitsplätze auch in dieser Region um fünf Prozent abgenommen hatte. Augenfällig wird der Aufschwung in der grössten zusammenhängenden Gewerbezone des Kantons bei Widnau. Hier drohte nach dem Niedergang der einst blühenden Textilfirma Viscosuisse die grosse Tristesse. Die patronale Stiftung der «Viscose» entschloss sich dann, 35 000 Quadratmeter Land zu verkaufen. Die Gemeinde beteiligte sich an der millionenteuren Erschliessung. Was fehlte, war ein wirtschaftliches Zugpferd für den Neuanfang auf der Industriebrache.

Dieses stampfte dann in Gestalt eines marktmächtigen Bullen über den Rhein: Die Vorarlberger Getränkefirma Rauch, Lohnabfüllerin

der Weltmarke Red Bull mit rund fünf Milliarden Franken Jahresumsatz, siedelte sich vor vier Jahren an. Für Widnau war dies wie Weihnachten und Ostern zugleich. Der markante graublau-weiße Rauch-Bau wurde kürzlich nochmals erweitert.

Ursprünglich hiess es, Red Bull brauche einen Standort ausserhalb der EU, um für den drohenden Handelskrieg mit den USA gewappnet zu sein. «Eine untergeordnete Überlegung», sagt Red-Bull-Sprecherin Nathalie Lüthi heute. «Logistische Fragen, produktionstechnische Umstände und ein gegenüber der EU anders gelagertes Zollregime waren entscheidender.» Die erwarteten Vorteile hätten sich auch eingestellt. Es rechnet sich also für Red Bull.

Warum Widnau und nicht ein zentralerer Ort in der Schweiz? Firmenchef Roman Rauch erwähnt die geografische Nähe zum Hauptsitz in Vorarlberg, mehr will er aber nicht sagen. Ein Blick ins Handelsregister outet dann einen wichtigen Türöffner. Hans Huber, Ehrenpräsident der Industrie- und Handelsfirma SFS und eine regionale Ikone, sitzt in den Verwaltungsräten der Rauch Schweiz AG und der Rauch Trading. Huber und die Rauch-Besitzer kennen sich.

Und Gemeinde wie Kanton zogen mit im Standortpoker. «Das ist ein beinhartes Ge-

schäft, wo man schnell und mit einem passenden Angebot reagieren muss», sagt Gemeindepräsidentin Christa Köppel. Wie viel die Firma Rauch beispielsweise für das Wasser bezahlt, behandelt Köppel als Internum. Der Red-Bull-Abfüller braucht so viel Wasser wie das übrige Widnau zusammen.

Klar ist, dass die Firma wegen der hohen Investitionen in den ersten Jahren von hohen Abschreibungen profitieren wird. Was danach passiert, dazu äussert sich Beat Ulrich, Leiter Standortpromotion beim Kanton Sankt Gallen, nur sehr allgemein: Der Geschäftsgang und weitere Investitionen seien für die Besteuerung massgebend. Den roten Stier will hier keiner reizen.

Geheimniskrämerie um Grenzgänger

Dazu passt auch das Versteckspiel um den Anteil Grenzgänger bei Rauch in Widnau. Auf dem Firmenparkplatz dominieren Vorarlberger Kennzeichen. Von den 170 Mitarbeitern sollen zwei Drittel über die Grenze pendeln, heisst es. Die Firma selber blockt ab und macht keine Angaben. «Wir holen die Leute dort, wo wir sie bekommen», sagt Firmenboss Rauch. Köppel sagt, sie sei nicht befugt, die Grenzgängerquote zu nennen. Und beim Arbeitgeberverband Rheintal heisst es, die Datenhoheit liege bei der jeweiligen Firma. Dass man die neuen Arbeitsplätze vor allem für Leute ennet dem Rhein schafft, diesen Eindruck will man offenbar tunlichst vermeiden.

Dabei hat das Rheintal mit Grenzgängern – Alemannen wie die Einheimischen – seit je kein Problem, sie gelten als ebenso schaffig und willig. Kein böses Wort denn auch von den befragten Dorfbewohnern zu den «Gsiberger». Was dominiert, ist der Stolz über Red Bull made in Widnau. Das sei doch sehr positiv fürs Image. 2008 dürften hier fast zwei Milliarden Dosen abgefüllt worden sein, das ist etwa die Hälfte aller Red-Bull-Energydrinks. Moniert wird lediglich, dass sich der prominente Zugang dem Dorfleben verschliesse und sich nicht als Sponsor der örtlichen Vereine engagiere.

Voll aufgegangen ist das Kalkül mit der Initialzündung. Red Bull brachte die Industriebrache wirklich zum Fliegen. Es folgten eine Transportfirma, ein Elektronikunternehmen, eine Maschinenbauerin und ein Logistikkonzern. Mehrere Kleinunternehmen haben sich in bestehenden Gebäuden der ehemaligen Textilfirma eingemietet. Geplant ist ferner ein Hotelneubau samt Bürogebäude. ○



Weihnachten und Ostern zugleich: Red-Bull-Werbeträger.

Im Blindflug

Auch das grosse Heer der Wirtschaftsexperten lag in seinen Einschätzungen für 2008 völlig daneben. Ein Blick in die Vergangenheit beruhigt: Es war schon immer so. Von Peter Keller

2008 wird nicht nur als das Jahr einer globalen Finanzkrise in die Geschichte eingehen, auch der Berufsstand des Wirtschaftsexperten erlebte seinen Tiefpunkt. Alois Bischofberger, Chefökonom der Credit Suisse, klang Ende 2007 noch ungebrochen optimistisch: «Die Börsenbewertungen sind attraktiv.» Worauf der Swiss Market Index (SMI) in den folgenden zwölf Monaten um 35 Prozent einbrach. Roger M. Kunz von Clariden Leu prognostizierte zum Jahresende 2008 den SMI bei 10 000 Punkten. Er schloss bei 5534,53 Punkten. Die Finanzredaktion der *Handelszeitung* riet in ihrer Ausgabe vom 19. Dezember 2007 zum Kauf von Aktien der Firmen Kudelski (minus 50,18 Prozent), Quadrant (minus 60,85 Prozent) und Nobel Biocare (minus 64,65 Prozent).

Jeweils im Dezember küren Schweizer Wirtschaftsjournalisten den Unternehmer des Jahres. 2008 holte Peter Spuhler, Chef und Besitzer von Stadler Rail, den ersten Platz. Die Wahl überraschte selbst den Auserwählten. Schliesslich gehörte der Thurgauer SVP-Nationalrat noch bis zur Herbstversammlung 2008 dem UBS-Verwaltungsrat an. Jenem Gremium, das 150 Finanzexperten in einer im Juni 2008 veröffentlichten Umfrage als den am schlechtesten geführten Schweizer Verwaltungsrat abstrafte. Was allerdings auch nicht viel heisst: Im Jahr zuvor erhielt der UBS-Verwaltungsrat mit seinem Vorsitzenden Marcel Ospel in der gleichen Umfrage Bestnoten. Wie auch 2006 und 2005.

Synonym für smart und erfolgreich

Auf die Ernüchterung folgt die Rückbesinnung. Martin Spieler, Chefredaktor der *Handelszeitung*, sieht im Unternehmertum den gangbarsten Weg aus der Krise: «Anders als viele Manager, die mit Milliardensummen jonglierten, die ihnen nie gehörten, und sich mit ihren Millionenboni als «Master of the Universe» auführten, steht der Unternehmer selbst in der Verantwortung.»

Dieselbe *Handelszeitung* vergibt jeweils den Preis «Unternehmer des Jahres». Wobei das Etikett «Unternehmer» grosszügig gehandhabt wird. Seit 1997 gelangte neben Spuhler nur gerade ein klassischer Unternehmer zu-



Überraschende Wahl: Stadler-Rail-Chef Spuhler, Unternehmer des Jahres.

oberst auf das Treppchen: 2005 Philippe Gaydoul vom Lebensmittelkonzern Denner. Ansonsten heimsten die neuerdings als «Master of the Universe» bespöttelten Manager die Auszeichnung ein. Bis 1999 wurde auch nicht der «Unternehmer des Jahres» prämiert, sondern der «Manager des Jahres». Damals stand der Begriff Manager noch als begehrtes Synonym für smart und erfolgreich.

Miss Schweizer Börse

Als besonders smart und erfolgreich galt Rolf Hüppi von der Zurich Financial Services Group, der 1997 zum Manager des Jahres gekrönt wurde. Hüppi personifizierte die Goldgräberstimmung Ende der neunziger Jahre. Seine Strategie: der Umbau der biedereren Versicherungsgruppe zu einem globalen Allfinanz-Dienstleister mit Bank- und Vermögensverwaltung. Auch bei Rolf Hüppi zeigten die Preisrichter ein wenig glückliches Händchen. Der Konzernchef scheiterte kolossal, das Unternehmen stand am Rande des Abgrundes. 2002 musste Manager Hüppi den vergoldeten Hut nehmen: Er bekam 6,2 Millionen Franken Abfindung.

Im Jahr 2000 – auf dem Höhepunkt der Internetblase – wurde Antoinette Hunziker zur Unternehmerin des Jahres gekürt. Dabei hatte sie als Vorsitzende der Schweizer Börse SWX bestenfalls einen Administrationsjob zu erfüllen. Aber die Wahl passte. Die Aktienkurse explodierten. Jeder Börsengang eines «Dotcom»-Unternehmens wurde mit Millionen belohnt. Und mittendrin wirkte Antoinette Hunziker als Miss Schweizer Börse.

2001 platzte die New Economy krachend – was sich wiederum in der Wahl zum Unternehmer des Jahres niederschlug. Es gewann

Jens Alder, CEO der Swisscom, eines mehrheitlich bundeseigenen Unternehmens, das in einem weitgehend geschützten Markt operierte. Die reflexartige Flucht unter staatliche Fittiche bewies auch die Wahl Peter Siegenthalers auf Rang vier der «Unternehmer des Jahres». Siegenthaler amtet noch heute als Direktor der Eidgenössischen Finanzverwaltung und ist somit ziemlich das Gegenteil eines Unternehmers, der mit seinem persönlichen Vermögen haftet.

Ein Jahr darauf fiel die Wahl der Wirtschaftsjournalisten auf André Dosé. Nach dem Swissair-Grounding ruhte nun die Hoffnung auf der mit Staatsgeldern flügge gemachten Swiss und ihrem CEO. Noch 1999 landete der oberste Swissair-Chef Philippe Bruggisser auf dem dritten Platz der Unternehmer-Rangliste. Er lasse sich in seiner «Vorwärtsstrategie nicht beirren», hiess es in der Laudatio. Seine konsequenten Zukäufe hätten die Unabhängigkeit der Swissair gewahrt, trotz vergleichsweise niedriger Eigenkapitalquote, lobten die externen Beobachter. Letztlich brach der SAir Group exakt diese Einkaufstour auf Pump das Genick.

Entlassener Preisträger

Die letzte Auszeichnung zum Unternehmer des Jahres vor Peter Spuhler fiel auf Fred Kindle von der ABB. Am dritten Januar 2008 berichtete die *Handelszeitung* von der Preisübergabe. Gerade noch rechtzeitig. Bereits am 13. Februar trennte sich der ABB-Verwaltungsrat «per sofort» von Kindle: Wegen «unüberbrückbarer Differenzen über die Führung des Unternehmens». Dieses Schicksal kann Peter Spuhler immerhin nicht widerfahren: Er ist sein eigener Verwaltungsratspräsident. ○

Der Jüngling ist eine Femme fatale

Ein mysteriöses «Porträt eines jungen Mannes» in den Lagerkellern der australischen National Gallery of Victoria stellt sich nun als verlorener Schatz heraus: Forscher identifizierten das Gemälde als Werk des Renaissance-Malers Dosso Dossi. Zu sehen ist die berühmte Lucrezia Borgia. Von Michèle Binswanger

Es gibt kein grösseres Rätsel als die Schönheit. Und es gibt nichts Erotischeres als ein Rätsel. Beides zusammen ergibt zuweilen eine Sensation. Von einer Sensation ahnte Mary Eagle jedoch nichts, als sie 1965 nach London fuhr. Im Jahr zuvor hatte sie ihren lukrativen Posten als Direktorin der Birmingham Museums and Art Gallery aufgegeben, um die Kunstsammlung der National Gallery of Victoria (NGV) zu betreuen. Die Arbeit lag ihr: Immer wieder stöberte sie hochwertige Gemälde zu guten Preisen auf. In London standen gerade Werke aus der Kunstsammlung des 1947 verstorbenen Earl of Harewood VI zum Verkauf. Hier wollte sie sich nach europäischen Positionen für die NGV-Sammlung umsehen.

Ein Bild tat es ihr besonders an. Es war ovalförmig, trug den Titel «Porträt eines jungen Mannes» und stammte vermutlich aus dem Jahr 1520. Sonst wusste man nichts darüber, weder wer es gemalt hatte, noch wen es darstellen sollte. Als frühester bekannter Besitzer war Napoleons Bruder Lucien Bonaparte auf-

Der Name Borgia steht bis heute für Politik und Machtmissbrauch, Krieg und Sittenzerfall.

geführt, aber der Verbleib bis im 19. Jahrhundert lag im Dunkeln. Doch Mary Eagle war von der Qualität des geheimnisvollen Porträts überzeugt. Sie zahlte 8000 Pfund, verpackte es und schickte es nach Melbourne.

Fast ein halbes Jahrhundert blieb es dort. Und Kunstexperten aus der ganzen Welt versuchten sich einen Reim auf seine Widersprüche zu machen: die für die Renaissance untypische Form, der grazile Jüngling, die Blumen, der Myrtestrauch. Schliesslich setzte sich die Lehrmeinung durch, das Porträt sei später so zugeschnitten, die Blumen dazugemalt worden. Doch es blieb ein Rätsel.

Dann kamen die neunziger Jahre, und mit ihnen trat Carl Villis auf den Plan. Er stiess als Fachmann für italienische Malerei zur NGV und war vom Rätsel des Porträts sofort fasziniert. Als Wissenschaftler befriedigten ihn die Lehrmeinungen dazu nicht. Also begann er, es systematisch zu untersuchen. Er ahnte nicht, dass ihm eine jahrzehntelange Detektivarbeit und eine sensationelle Entdeckung bevorstanden.

Zunächst musste er die Herkunft des Bildes klären. Er legte es Spezialisten, Renaissance-Experten und Waffenhistorikern, aus aller Welt

vor und examinierte es immer wieder mit neuesten wissenschaftlichen Methoden. Schliesslich lokalisierte er es in Norditalien, der Gegend um Emilia-Romagna. 2004 entdeckte er ein entscheidendes Detail: Als er das Bild für eine Untersuchung von seinem Rahmen löste, stellte er fest, dass Spuren von Farbe sich beim Trocknen um einzelne Holzfasern gewunden hatten. Das musste bedeuten, dass das Bild nicht später zugeschnitten worden war. Der Zufall wollte es, dass um dieselbe Zeit ein Dutzend neuer Gemälde von Dosso Dossi entdeckt wurden – alle ovalförmig. Als Villis auch noch Goldpigmente in der obersten Schicht des Farbauftrags fand, war der Fall klar: Diese Technik benutzte um diese Zeit nur Dossi. Damit war das Bild wohl Hunderttausende Franken wert.

Doch wer mochte der junge Mann auf dem Bild sein? Dossi war ein dankbarer Anhaltspunkt. 1480 geboren, entwickelte er in seiner Laufbahn eine Vorliebe für komplexe, dunkle Themen, die er in allegorische Darstellungen verpackte. Von 1514 an arbeitete er am Hof der Ferraras. Nun musste Villis nur noch richtig kombinieren: ein junger Mann mit Dolch, ein Myrtestrauch, eine Tugend und Schönheit beschwörende Inschrift. In der Renaissance war es üblich, Männer mit ihren Waffen darzustellen. Doch die Themen Tugend und Schönheit waren für Frauen reserviert. Die Myrteschliesslich war bis Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ein gebräuchliches Symbol für die römische Liebesgöttin Venus. Das legte den Verdacht nahe, dass der junge Mann in Wahrheit eine Frau sein könnte.

Damit war das Rätsel fast gelöst. Es gibt wenige Frauenporträts aus dem frühen sechs-

zehnten Jahrhundert. Um mit dem Symbol einer Göttin porträtiert zu werden, musste man schon sehr nobler Herkunft sein. Die Borgia führten Venus im Familienemblem, und Lucrezia war seit 1501 Fürstin von Ferrara. Als Schlüsselindiz erwies sich der Dolch. Es gab in der Renaissance nur eine Frau, die regelmässig mit Dolch dargestellt wurde: Lucretia, eine Heldin aus dem sechsten Jahrhundert v. Chr., die sich nach der Vergewaltigung durch einen römischen Edelmann eine Klinge in die Brust stiess. Der Dolch, so schloss Villis, symbolisiert nicht allein die Tugend der Trägerin, sondern ist auch ein Index für ihren Namen: Damit dürfte das Bild Lucrezia Borgia darstellen, gemalt als 39-jährige, kurz vor ihrem Tod 1519.

Illegitime Tochter

Der Name Borgia steht bis heute für Politik und Machtmissbrauch, Krieg und Sittenzerfall, für Orgien und Inzest. Lucrezia war die illegitime Tochter von Rodrigo Borgia, dem späteren Papst Alexander VI., und die Schwester von Cesare Borgia. Dieser diente Machiavelli als Vorbild für sein Hauptwerk «Der Fürst», stellte für Nietzsche den Übermenschen dar und inspirierte Oscar Wilde zu Dorian Gray. Cesare und Vater Rodrigo pflegten ein so enges Verhältnis zu Lucrezia, dass die Gerüchte um Inzest nicht abrissen. Tatsächlich wurde Lucrezia aber zugunsten politischer Beziehungen skrupellos verschachert. Als Siebzehnjährige hatte sie bereits drei wieder annullierte Ehen hinter sich. 1498 heiratete sie den Herzog von Bisceglia, den Bruder Cesare aus politischen Gründen ermordete. 1501 wurde Lucrezia mit dem vier Jahre älteren Alfonso I. d'Este von Ferrara vermählt. Bis zu ihrem Tod verwandelte sie den Hof in ein Kulturzentrum.

Bis heute gibt es nur eine einzige beglaubigte Abbildung Lucrezia Borgia, und zwar auf einem Bronzemedallion aus dem Jahr 1502. Das Profil der darauf abgebildeten Frau weist frappante Ähnlichkeiten mit dem Dossi-Porträt auf. Falls sich nun erweisen sollte, dass dieses Gemälde tatsächlich Lucrezia Borgia darstellt, wäre es geschätzte fünfzehn Millionen Franken wert. Doch zunächst sollen Villis' Thesen von internationalen Experten debattiert werden, wie der NGV-Direktor Gerard Vaughan gegenüber den Medien sagte. Villis und Vaughan haben viele gute Argumente auf ihrer Seite. Übrig bleibt das zeitlose Rätsel der Schönheit, welches Figuren wie Lucrezia Borgia bis heute begehrenswert machen. ○



Beglaubigtes Bildnis: Bronzemedallion, 1502.



Zeitloses Rätsel der Schönheit: Lucrezia Borgia, gemalt von Dosso Dossi.

Aufbruch in den Anden

Der «indigene Sozialismus» des Präsidenten Evo Morales verzückt die Drittweltlobby. Bolivien droht unter der Rassen- und Klassenpolitik des ehemaligen Koka-Gewerkschafters und vermeintlich ersten Indio-Präsidenten auseinanderzubrechen. *Von Alex Baur*



Falsche Mythen, Kokain und die Macht des Mobs: Boliviens Präsident Evo Morales.

Da steht sie also, die «Oligarchin», breitbeinig zwischen riesigen Getreidesilos, die Arme in die Hüften gestützt, auf den Lippen ein halb spöttisches, halb trotziges Lächeln. Es war nicht einfach, Jasminka Marinkovic dieses Treffen abzurufen. Sie ist misstrauisch. Und dies ist nicht erstaunlich. Marinkovic und ihre drei Geschwister gehören zu den reichsten Bolivianern, und sie sind obendrein weiss. Keine guten Voraussetzungen, seit Präsident Evo Morales vor drei Jahren in La Paz das Kommando übernommen hat. Kaum ein Tag vergeht ohne präsidentale Drohgebärde gegen die «Oligarchen», die an allem Möglichen schuld sein sollen: steigende Preise, Komplotte gegen die Regierung, Kooperation mit dem Feind, dem «Imperium». Jasminkas Bruder Branko gehört zudem zu den bekanntesten Oppositionsführern im Land.

Nach mehreren Absagen erklärte sich die Oligarchin wenigstens bereit, uns durch eine ihrer Fabriken im Parque Industrial am Rand der Millionenstadt Santa Cruz zu führen. Aceite

Rico präsentiert sich als Musterbetrieb: eine moderne, vollautomatisierte Produktionskette in herausgeputzten Hallen, die von Arbeitern in adretten weissen Overalls und obligatem Plastikhelm überwacht wird. Die Patronin scheint jeden der fünfhundert Mitarbeiter ihres Betriebs mit Namen zu kennen, der Umgang ist freundlich und zeugt von gegenseitigem Respekt. Die rund 250 Dollar, die ein ungelerner Arbeiter hier monatlich verdient, mögen bescheiden anmuten. Doch sie liegen deutlich über den landesüblichen Löhnen. Wer hier einen Job gefunden hat, bleibt in aller Regel.

In der Fabrik der Marinkovics wird Soja zu Speiseöl, Hühnerfutter und Lecithin verarbeitet. Den jährlichen Umsatz von rund 100 Millionen Dollar erzielt sie vor allem mit dem Export. Ein moderat tropisches Klima und grosse Fincas, die meist mehrere tausend Hektar umfassen und maschinell bewirtschaftet werden, prädestinieren die Gegend im bolivianischen Tiefland für den Anbau von Soja. Die weisse

Bohne hat zum Wohlstand der Millionenstadt Santa Cruz beigetragen, die heute als unumstrittene Wirtschaftsmetropole Boliviens gilt.

Der Marinkovic-Clan besitzt neben der Sojafabrik Beteiligungen an allen möglichen Unternehmen, darüber hinaus Zehntausende Hektar Weide- und Ackerland, Privatflugzeuge und Liegenschaften in aller Welt. Seine Sprösslinge studieren an den besten Universitäten in Amerika, Europa und China. Was obszön anmuten mag in einem Land, wo Arbeiter sich mit einem Monatslohn von 200 Dollar privilegiert wähen. Und das wäre es wohl auch, wenn die Dinge so simpel wären, wie Präsident Morales behauptet: dass nämlich die einen so reich sind, weil die andern so arm seien. Jasminka Marinkovic sieht es gerade anders herum: «Wo wäre dieses Land, wenn die Unternehmer nicht wären?»

«Nach 500 Jahren Ausbeutung durch eine kleine, weisse und importierte Elite ist die Zeit gekommen, dass das bolivianische Volk sein

Schicksal in die eigenen Hände nimmt» – erklärte Evo Morales, nachdem er im Dezember 2005 einen klaren Wahlsieg errungen hatte. Mit dieser Botschaft konnte der angeblich «erste Indio» im Präsidentenpalast von La Paz auch weltweit punkten. Morales passt in die Bilder, die nicht zuletzt dank den Bettelbriefen von Hilfswerken weltweit tief in den Köpfen sitzen: karge Hochebenen, Lamas, koloniale Kirchen, bitter arme, aber stolze Indianer in bunten Trachten. Doch sagt dieses Panorama, das auch die Kulisse für den neusten Bond-Streifen abgibt, kaum mehr über das Land als ein Heidi-Film über die Schweiz.

Tatsächlich lebt heute mehr als die Hälfte der Bolivianer im Amazonasbecken, wo drei Viertel des Bruttosozialproduktes generiert werden. Santa Cruz ist eine panamerikanische Stadt mit grosszügigen Parks, Avenidas, Fast-Food-Lokalen an jeder Strassenecke, riesigen Plakatwänden; eine Megapolis mit Wolkenkratzen, gigantischen Shopping-Malls und Schulen, vor denen jeden Morgen ein Verkehrschaos herrscht, wenn die Mütter der Mittel- und Oberschicht ihre Kinder im Offroader zur Schule chauffieren. Für diese Millionen von Menschen, die im Bolivien des Evo Morales nicht existieren, bedeutet seine Botschaft bestenfalls einen Rückschritt in eine Vergangenheit, die sie längst überwunden glaubten.

Brutale Inka-Tyrannie

Die Rückbesinnung auf die indianischen Wurzeln ist nicht neu in den Anden. Die mythische Überhöhung der Inka-Kultur wurde schon von den spanischen Chronisten (zur Steigerung des eigenen Ruhms) zelebriert und von den Caudillos der republikanischen Epoche (nach Bedarf) übernommen. In Wirklichkeit war die Inka-Herrschaft eine dekadente und brutale Tyrannie auf einem primitiven kulturellen und technologischen Niveau. Die Conquista war zweifellos eine blutige Angelegenheit, doch sie stand keineswegs am Anfang der Unterdrückung. Vielmehr verboten die spanischen Kolonialherren mit den «Leyes de las Indias» die Versklavung der durch eingeschleppte Krankheiten arg dezimierten Indianer schon nach wenigen Jahren. Anders als die Kolonialherren im Norden vermählten sich die Konquistadoren gezielt mit Inka-Prinzessinnen und schufen so eine Schicht von Mestizen, die den Landadel stellten.

Mit der Glorifizierung des Indio-Erbes baut Evo Morales auf eine gängige Geschichtsklitterung der nationalistischen Militärdiktaturen des letzten Jahrhunderts. Doch die Inkas sind für Bolivien kaum bedeutender als die Gallier für das heutige Frankreich. Was als vermeintlich indianische Kultur hochgehalten wird, entpuppt sich bei genauerem Hinsehen als Vermächtnis der Kolonie. Ein anschauliches Beispiel dafür sind die buntbestickten Röcke und graziösen Hüte der Frauen im Hochland: Die



«Wo wäre dieses Land, wenn die Unternehmer nicht wären?»: Fabrikbesitzerin Marinkovic.

vermeintlich «typischen» indianischen Accessoires sind in Wirklichkeit spanische Landtrachten aus dem 16. Jahrhundert.

Nichts Neues ist auch der «Sozialismus des 21. Jahrhunderts», den Morales von Hugo Chávez und Fidel Castro übernommen hat und der nun in der Verfassung verankert werden soll, über die am 26. Januar abgestimmt wird. Das umfangreiche Grundgesetz, das in seiner Präambel einen Bruch mit der «kolonialen, republikanischen und neoliberalen» Vergangenheit postuliert, verspricht dem Bürger eine allumfassende Versorgung von der Wiege bis zur Bahre: Wasser, Telefon, Gesundheit, Renten, Ernährung, sogar ein Recht auf «menschliche Wärme» für Veteranen und Kinder garantiert der neue Staat jedem Bolivianer. An Versprechen fehlte es noch nie in der Ge-

schichte Lateinamerikas, an «völlig neuartigen Modellen», die allesamt im wirtschaftlichen und sozialen Fiasko endeten.

Noch ist im bolivianischen Alltag wenig zu spüren von der Revolution. Verstaatlicht wurde bislang lediglich die Förderung fossiler Brennstoffe. Die Propaganda der Staatssender gegen verantwortungslose Journalisten und die historische Erfahrung legen jedoch nahe, dass in einem nächsten Schritt die Medien an der Reihe sind. Die Enteignung von Latifundien ist bislang nicht mehr als eine Drohung geblieben. Doch im prosperierenden Tiefland regt sich erbitterter Widerstand. Fünf von neun Departementen haben nach erfolgreichen Volksreferenden, die von der Regierung allesamt für illegal erklärt wurden, ihre Autonomie ausgerufen. Anhänger der Regierung



Blühende Millionenstadt: Jeunesse dorée von Santa Cruz.



Widerstand gegen Präsident Morales: Demonstration in Santa Cruz, September 2008.

versuchten die abtrünnigen Städte mit wilden Streiks zu blockieren. Bei Strassenschlachten kam es in den letzten Monaten immer wieder zu Toten.

Koka bedeutet Kokain

Wenn Evo will, kann alles aber plötzlich sehr schnell gehen. Als Anfang 2007 die Preise für Nahrungsmittel weltweit anstiegen, liess Morales per Dekret über Nacht alle Agrarexporte stoppen. Für Jasminka Marinkovic war die Order aus La Paz eine Katastrophe. Während der Liberalisierung in den 1990er Jahren hatte sie Millionenbeträge in ihre Sojafabrik in Santa Cruz investiert. Der bolivianische Markt ist für die Dimension ihrer Produktion viel zu klein. Doch ausgerechnet, als Marinkovics Investitionen endlich Früchte trugen, verlor sie von einem Tag auf den andern praktisch ihren gesamten Absatzmarkt.

Zwar lockerte Morales das Exportverbot nach wochenlangem Feilschen wieder. Die Agrarindustriellen mussten sich im Gegenzug verpflichten, die Preise für den nationalen Markt künstlich tief zu halten. Ein Kompromiss mit fatalen Folgen: Während die Exportprodukte unter dem Regime korrupter Funktionäre tagelang am Zoll auf ihre Zertifizierung warten, blüht der Schmuggel mit dem verbilligten Speiseöl in die Nachbarländer. In Bolivien selber ist das Sojaöl deshalb knapp geworden, so wie Poulets, Zucker oder Propangas. Wer diese Produkte, die das Land im Überfluss produziert, zum offiziellen Preis kaufen will, muss mit leeren Regalen rechnen – oder Schwarzmarktpreise zahlen. Konsumenten und Produzenten haben das Nachsehen, den «Mehrwert» sacken Zwischenhändler und Funktionäre ein. Das war schon beim Sozialismus des 20. Jahrhunderts nicht anders.

Noch konnte die Staatskasse letztes Jahr schwarze Zahlen schreiben. Das lag zum Teil an den bis vor kurzem noch hohen Rohstoffpreisen. Vor allem aber hatte es damit zu tun, dass Fabriken, Farmen und Minen nicht einfach abgebaut und in ein besseres Land gezügelt werden können. «Trotz schlechter Erträge lassen wir unsere Maschinen auf Hochtouren laufen», sagt Marinkovic trocken, «wir holen raus, was noch rauszuholen ist.» Das führte kurzfristig sogar zu einem scheinbaren Wachstum. Doch weil kein Investor so verrückt ist, in Bolivien neu zu investieren, ist das Ende der Blase absehbar. Die Rechnung zahlt die nächste Generation.

Der Schmuggel hat eine lange Tradition in Bolivien. Evo Morales selber, der als Anführer und Funktionär der mächtigen Koka-Gewerkschaft politisch Karriere machte, ist letztlich ein Produkt des Schwarzmarktes. Denn Koka bedeutet auch in Bolivien in erster Linie Kokain. Die Tradition des Koka-Kauens (übrigens auch diese ein Erbe der Kolonie; unter den Inkas war Koka dem Adel und dem Klerus vorbehalten) ist heute in den Anden etwa noch so verbreitet wie der Brissago-Stumpfen bei den Schweizer Bergbauern. Über neunzig Prozent der in den Anden geernteten Kokablätter werden zu Paste und später zu Kokain verarbeitet. Und das nicht nur für den Export. Die Killerdroge ist mittlerweile auch hier ein gravierendes soziales Problem.

Evo Morales, der wendige Demagoge

Morales behauptet, der Koka-Anbau sei eine alte indianische Gewohnheit und diene nur dem Eigengebrauch. Diese Lüge ist symptomatisch für den Werdegang des Politikers, der hemmungslos auf falsche Mythen, Propaganda und die Macht des Mobs baut. Anfang 2002 schien der Mann moralisch und politisch am

Ende. Eine Gruppe von Koka-Syndikalisten hatte damals bei einer Auseinandersetzung um illegale Plantagen fünf Soldaten sowie einen Polizeioffizier gelyncht. Gewerkschaftsführer Morales entging als geistiger Anführer der Täter dank seiner parlamentarischen Immunität nur knapp dem Gefängnis. Doch der wendige Demagoge kehrte den Spiess um und lancierte eine Kampagne gegen den US-Botschafter im Land, der die wahre Verantwortung für das Blutvergiessen trage. Die Masche verfiel.

Nach jenem Erfolg war Evo Morales nicht mehr zu bremsen. Der Koka-Gewerkschafter zog auch 2003 bei der Blockade von El Alto die Fäden, die der Autor dieser Zeilen zum Teil vor Ort miterlebte und die das Land ins Chaos stürzte. Während fast zweier Jahre blockierte eine relativ kleine, aber gutorganisierte und extrem gewalttätige Gruppe von Morales-Anhängern die Strassen von El Alto, einer Armensiedlung am strategischen Haupteingang zur in einem Kessel liegenden Kapitale La Paz, und legte das ganze Land lahm. Der Mob hungerte die Stadt buchstäblich aus und stürzte schliesslich den gewählten Präsidenten, indem er den Regierungssitz stürmte.

Der Anlass des vermeintlich spontanen, in Wirklichkeit nach allen Regeln der Kunst orchestrierten «Volksaufstandes» war nachgerade anachronistisch. Es ging um eine geplante Erdgaspipeline, die – nebst angeblich zu günstigen Konditionen für internationale Investoren – über chilenisches Territorium führen sollte. Doch der (vorwiegend hellhäutige) Chile, das bekommt jeder Bolivianer schon in der Schule eingetrichtert, ist seit der schmach-

Der Mob hungerte La Paz buchstäblich aus und stürzte schliesslich den Präsidenten.

vollen Niederlage im Salpeterkrieg (1879–1883), als das Land seinen Zugang zum Meer verlor, der natürliche und ewige Erzfeind. Deshalb durfte kein bolivianisches Erdgas über chilenischen Boden fliessen.

Evo, der Brandstifter, präsentierte sich 2005 als Retter der Nation. Auf internationaler Ebene konnte der Koka-Gewerkschafter vor allem auf zwei Verbündete bauen: auf den venezolanischen Caudillo Hugo Chávez mit seinen Petro-Millionen und auf die internationalen Hilfswerke, die im Hochland neben dem Staat der wichtigste Arbeitgeber sind und massiv für Morales Partei ergriffen. Die Branche feierte die Wahl des vermeintlich ersten Indio-Präsidenten in Bolivien als Sieg ihrer Klientel, der Unterdrückten und Entrechteten.

Nun kann man sich fragen, ob Morales, der, wie die meisten Bolivianer, weder Ketschua noch Aymara noch sonst eine Indianersprache beherrscht, überhaupt ein Indianer ist. Ein



Kind des Kalten Krieges: Psychiatrer Peredo.

Mestize ist er zweifellos, doch Mestizen waren in Bolivien seit je an der Macht beteiligt. Das benachbarte Peru wurde bis 2006 von Alejandro Toledo regiert, der mindestens so sehr oder so wenig ein Indio ist wie Evo Morales (und ebenfalls aus ärmlichen Verhältnissen stammt). Nur wurde der liberale Harvard-Ökonom Toledo nie als Indianer wahrgenommen. Toledo hat es auch stets vermieden, die Rassenkarte auszuspielen. Mit gutem Grund. Die Rassenfrage droht Bolivien heute zu zerreissen.

Silvio Marinkovic kam wie viele Zuwanderer nach dem Zweiten Weltkrieg als Flüchtling aus Kroatien mit leeren Händen nach Santa Cruz. Jasminkas Vater hatte nach seiner Version mit Titos Partisanen gegen die Deutschen gekämpft und war nach dessen Machtübernahme in Ungnade gefallen (die Regierung Morales, die einen eigentlichen Propagandafeldzug gegen die Marinkovics führt, behauptet, er hätte mit den Nazis kooperiert). Der Agraringenieur baute im unerschlossenen Dschungel als einfacher Farmer mit viel Fleiss und Entbehrung eine Farm auf, die er schliesslich mit einer kleinen Ölsiederei verband. Das war die Grundlage einer Erfolgsgeschichte, wie es sie in Amerika zu Tausenden gibt.

Zugewanderte sind fast alle

Wenn Santa Cruz heute eine blühende Millionenstadt ist, so ist dies vor allem Pionieren wie Marinkovic zu verdanken. Von der Zentralregierung hatten die Menschen in der Provinz nie etwas zu erwarten. Der Not gehorchend, raufte sie sich in Kooperativen zusammen und bauten in Eigenregie von der Kehrrechtabfuhr über die Wasser- und Stromversorgung bis hin zu den Strassen die gesamte Infrastruktur der Stadt auf. Erst seit sich Santa Cruz zum wirtschaftlichen Zentrum des Landes entwickelt

hatte, interessierte sich die verarmte feudale Mestizen-Aristokratie von La Paz für die Provinz. Sie wollen teilhaben am Reichtum, der im Tiefland des Ostens in den letzten drei Jahrzehnten erwirtschaftet wurde. Darum, und nur darum dreht sich letztlich alles.

Es ist, als sei die Zeit in der feudalen und kolonialen Welt der «Kollas», wie die Bewohner des Hochlandes um La Paz genannt werden, stehengeblieben. Die «Gambas» dagegen, die Bewohner des Tieflandes, haben den Sprung in die Moderne geschafft. Hier zählt nicht mehr Rasse und Herkunft, sondern Leistung und Erfolg. Denn Zugewanderte sind sie fast alle: strohblonde Mennoniten, kupferbraune Guaraní-Indianer aus dem Chaco, Altnazis und Juden aus Deutschland, die Araber waren schon früher gekommen, nach dem Untergang des Osmanischen Reiches (weshalb man sie bis heute Turcos nennt), die Chinesen kamen mit dem Bau der Eisenbahnen. Die letzte und grösste Einwanderungswelle erfolgte aus dem Inland. Nach dem Niedergang des traditionellen Bergbaus in den Anden zogen Scharen von Ketschuas und Aymaras nach Santa Cruz. Seither gibt es zwar auch in Santa Cruz Armenviertel. Aber auch Arbeit. Und Aussicht auf sozialen Aufstieg.

Die rassistischen Anspielungen auf die weisse Hautfarbe der «Oligarchen» in Morales' Reden suggerieren, dass Leute wie Jasminka Marinkovic keine richtigen Bolivianer sind. Aber ist Jasminka weniger Bolivianerin – nur weil sie reich und weiss ist? Immerhin ist sie hier geboren. Die Marinkovics haben niemandem etwas weggenommen, als sie sich in Santa Cruz ansiedelten. Jasminka verbrachte ihre frühe Kindheit auf einer abgelegenen Finca. Ihre ersten Gespielinnen waren die Kinder der Landarbeiter. Im Gegensatz zu Evo Morales, dem vermeintlichen Indianer, versteht sie die Spra-



Tod in Bolivien: Che Guevara.

che der ansässigen Guaranís. Und man kann sich höchstens fragen, warum sich die Marinkovics nicht schon lange ins Ausland abgesetzt haben. «Weil ich mich hier zu Hause fühle», sagt sie lapidar, «und frei.»

Che Guevaras letztes Abenteuer

Wer die Argumente der Evo-Partei Movimiento al Socialismo (MAS) in Santa Cruz hören will, wendet sich am besten an deren lokalen Exponenten, den Psychiater Osvaldo Peredo. Peredo empfängt uns in seiner Praxis in einem mittelständischen Wohnviertel. An den Wänden hängen Bilder, auf denen neben Ernesto «Che» Guevara seine Kampfgefährten Inti und Coco Peredo zu erkennen sind. Sie erinnern uns daran, dass Guevara vor vierzig Jahren in Santa Cruz sein letztes Guerilla-Abenteuer lancierte. Ausgerechnet in Santa Cruz. Inti und Coco Peredo, Osvaldos Brüder, waren seine engsten Begleiter und starben an seiner Seite.

Osvaldo Peredo ist ein Kind des Kalten Krieges. Wie viele Sprösslinge des südamerikanischen Kleinbürgertums seiner Generation hatte er in der Sowjetunion studiert. Die marxistische Lehre hat für ihn unverändert Gültigkeit. Was die High Society von Santa Cruz keineswegs daran hindert, sich ihre Neurosen bei Peredo kurieren zu lassen. Osvaldo Peredo hat sich äusserlich der Zeit angepasst. Er weiss auch, was Europäer gerne hören. «In den Händen einer Indianerin wird Mais zu einer wunderbaren Tortilla», sagt er, «George Bush macht daraus Diesel.» Oder: «In Bolivien bauen wir Malls für die Reichen, in Kuba Schulen und Spitäler fürs Volk.» Oder: «Für *indigenas* ist das Gleichgewicht mit der Natur wichtiger als das Streben nach Konsum, das unseren Planeten zerstört.»

Das klingt gut und ist doch meilenweit von der Realität entfernt. In Bolivien wird Mais weder zu Treibstoff noch zu Tortillas verarbeitet, kostenlose Schulen und Spitäler gehören auch in Lateinamerika längst zum Standard, und auch in Bolivien redet nur von Umweltschutz, wer es sich leisten kann. Doch draussen in den Blechhütten am Rand der Stadt, und mögen sie noch so ärmlich anmuten, schauen sich auch die Indianer lieber die neuste Folge von «Dr. House» oder eine brasilianische Novela an als die volkspädagogischen Programme des Staatssenders. Sie träumen von glänzenden Autos oder wenigstens einem Big Mac, der auch in Bolivien heute an jeder Strassenecke zu haben ist. Und niemand wird sie an diesem Traum hindern können.

Weltwoche-Redaktor **Alex Baur** lebte während mehreren Jahren in Peru und in Bolivien.

Blondine von Beruf

Die Puppe schlechthin wird dieses Jahr fünfzig. Noch immer spielt man sich mit ihr in andere Dimensionen. Von Milena Moser

Sie sehen mir über die Schulter, während ich schreibe. Meine drei Büro-Barbies, die namenlosen. Sie sitzen auf dem Regal hinter meinem Schreibtisch und schauen mir zu. Wenn ich nicht weiterkomme, stehe ich auf und drehe mich zu ihnen um. Ich nehme sie in die Hand. Lasse sie über den Schreibtisch stolzieren, auf den Bildschirm schauen, die Nase rümpfen. Mit hohen Stimmen sprechen:

«Mehr fällt dir dazu nicht ein?»

Barbies sind nun mal keine lieben Mädchen.

Vielleicht ziehe ich sie um. Tausche ihre Schuhe. Eine von ihnen hat flache Füße. Die anderen beiden haben diese seltsamen Stümpfe am Ende ihrer Endlosbeine, die mit ein Grund sind, warum meine Mutter mir damals keine kaufen wollte. Keine Barbie. Die Füße, die Taille, der Busen: Ich sollte keine unrealistischen Vorstellungen bekommen vom Frauenkörper, den ich selber noch nicht hatte. Ich sollte nicht denken, ich würde eines Tages so aussehen müssen. Eine verbreitete Sorge und eine Beleidigung der Intelligenz kleiner Mädchen überall auf der Welt. Wir sind doch nicht blöd!

«Ach nicht? Dann schreib doch mal was!»

Ich frisiere sie um – die eine hat eine Afrokrause, die seit der Überfahrt im Zügelcontainer vor drei Jahren einseitig flach ist, die andere eine Art Stickgarnhaar, das beim Kämmen leicht ausfällt. Ich flechte Zöpfe. Dabei falle ich in eine Art meditative Trance. Und plötzlich geht es weiter im Text.

Barbie wird dieses Jahr fünfzig. Barbie hat eine Midlife-Krise, das ist die Medienmeldung, die überall vervielfältigt wird. Barbie braucht ein Lifting. Damit sie auch für ältere Mädchen wieder attraktiver wird, für das «verlorene Marktsegment». Mit älteren Mädchen sind die über Fünfjährigen gemeint. Die sich lieber mit

cooleren Puppen, mit Bratz und so was, abgeben. Da muss ich etwas verpasst haben: Meine letzte Barbie-Puppe habe ich vor zwei Jahren gekauft, da war ich 43 Jahre alt. Sie kam mit einem Pferd. Das Pferd hat einen auswechselbaren Kopf. Passend zur Reiterin, blond oder brünett.

Die Gedanken, die einem dabei kommen, wenn man den Kopf auswechselt. Die könnte man direkt philosophisch nennen.

Ich war längst erwachsen, als ich im Spielzeuggeschäft stand, unter den rosa Schachteln nach einem Geschenk suchte und mir plötzlich bewusst wurde: «Hey – du darfst. Du kannst. Du bist erwachsen.» Seither kaufe ich mir immer wieder mal eine neue Puppe, ein Set Kleider, ein paar Glitzerspangen, die auch in die Pferdemähne passen.

«Ich will eine Barbie!»

Um meine erste Barbie-Puppe musste ich kämpfen. Meine Mutter hatte eine lange Liste pädagogischer Einwände, siehe oben. Doch dann kam meine Chance. Ich war acht Jahre alt und lag mit einem gebrochenen Hinterkopf im Kinderspital. Mit meinen Nieren war auch irgendwas. Es sah nicht gut aus. Meine Eltern sassen an meinem Bett. Meine Mutter, glaube ich, weinte. Jetzt oder nie. Ich schloss die Augen. Ich flüsterte, nein, ich hauchte: «Ich will ein Barbie!»

Zwei Stunden später hatte ich sie. Sie hatte ebenfalls ein Loch im Hinterkopf – bis heute frage ich mich, ob sich mein Vater, der mit dem Taxi zum nächsten Spielzeugladen gerast war, etwas dabei gedacht hatte oder ob er, was wahrscheinlicher ist, einfach die erstbeste rosa Schachtel aus dem Regal gegriffen hatte. Durch ihr Loch im Kopf wuchs, im Gegensatz zu meinem, ein Pferdeschwanz, den man nach Belieben länger und kürzer machen konnte. Indem man ihn in den

Kopf zurückstopfte. Auch das: Anlass zu philosophischen Grundsatzfragen.

Jahrelang spielte ich mit ihr, mit ihr und mit meiner besten Freundin. Wir bauten Häuser und Theaterbühnen, wir strickten mit Zahnstochern und Lurexgarn die verruchten Roben, die das Spielwarengeschäft nicht anbot. Mit Barbie-Puppen spielt man nun mal nicht einfach das ganz normale Leben nach, so wie man es vor der Nase hat. Mit Barbies spielt man sich ganz von allein in andere Dimensionen. Gerade, weil sie so surreal aussieht, so ausserirdisch, ist doch klar. Die Puppe meiner besten Freundin war eine berühmte Schauspielerin, die von Verehrern verfolgt wurde, zum Beispiel von Elton John, der ihr lange Briefe schrieb. Meine Barbie war ihre Sekretärin, die diese Briefe beantwortete. Ihre stand auf den aus Karton ausgeschnittenen Bühnen der Welt, meine fabulierte derweil auf vielen Seiten die wilden Verwicklungen zusammen, die eine Verbindung mit Elton John unmöglich machten. Alles sehr aufregend. Jahrelang spielten wir so. Die Puppen waren die Ersten, die es wussten: Sie wollte Schauspielerin werden, ich wollte schreiben. Und nachdem wir es lange genug gespielt hatten, setzten wir es um.

Die oft geäusserte Befürchtung, das Spielen mit Barbie-Puppen führe zur Beschränkung des weiblichen Ehrgeizes auf eine Taillenweite, für die man auf innere Organe verzichten müsste, ist nicht nur unbegründet, sondern auch leicht zu widerlegen.

Meine Freundin L. zum Beispiel hatte früher 52 Barbie-Puppen. In Worten: zweiundfünfzig. L. ist dreissig Jahre jünger als ich. Sie hat die eidgenössische Matur gemacht, weil ihr das Gymi zu langsam war, und studiert jetzt Medizin. Und was hat sie mit ihren 52 Barbie-Puppen gespielt? Genau: Spital. Operation, Amputation, ketchupverschmierte Verbände. «Diese seltsamen Kugelgelenke konnte man super ein- und ausrenken!»

Sich ausprobieren. «Was wäre, wenn...» spielen. «Ich wär eine berühmte Schauspielerin und du...» Die Welt grösser und glitzernder denken, die eigenen Grenzen sprengen. Dafür gibt es viele Methoden, viele Namen. Ich sage: Dazu braucht man Barbie.

«Ach ja? Dann beweis es doch. Und schreib mal diesen blöden Text fertig!»

Von Milena Moser ist zuletzt «Flowers in Your Hair» (Karl Blessing) erschienen.

Barbie: Fakten

— Am 9. März 1959 präsentierte Ruth Handler, Co-Gründerin der Firma Mattel, die erste Barbie in New York. Sie nannte sie nach ihrer Tochter. Der Preis: 3 Dollar. Im selben Jahr wurden 351 000 Stück verkauft. Nach Europa kam die Puppe 1961.

— Seit Beginn schlüpfte Barbie in rund 80 verschiedene Rollen: Sie war unter anderem Rockstar, Präsidentschaftskandidatin, Astronautin, Soldatin bei der Operation «Desert Storm» und Olympiaschwimmerin. Sie repräsentierte zudem 45 Nationalitäten.

— Die erste dunkelhäutige Barbie wurde 1980 lanciert.

— Die bestverkaufte Barbie weltweit war die «Totally Hair Barbie» mit einer Mähne, die bis zu den Füßen reichte.

— 2000 bekam Barbie erstmals einen Bauchnabel.

— Modedesigner wie Donatella Versace, Calvin Klein, Christian Dior und Ralph Lauren haben Kollektionen für Barbie entworfen.

— Jede Sekunde werden irgendwo auf der Welt zwei Barbies gekauft. Jährlich beläuft sich der Umsatz auf 1,5 Milliarden Dollar.



Die erste Barbie (vorne), 1959.



Barbie als Zahnärztin, 1997.



Jubiläums-Barbie, 2009.



Barbie als Präsidentin, 2000.



Erste dunkelhäutige Barbie, 1980.



Garderobe von Nolan Miller, 1999.

Das bessere Ich

Von Güzin Kar

Es gibt jenen unheilvollen Moment im Gespräch zwischen einem Mann und einer Frau, wo eine Weiche falsch gestellt wird; ein Satz, ein Wort hängt quer in der Luft, und alles, was gesagt wird, vergrössert von da an das kolossale Missverständnis, den jahrhundertalten arrhythmischen Tanz der Geschlechter, der in diesem Zweigespann seine aktuelle Ausformung findet», sagt Tom, «irgendwann steigt dein besseres Ich aus dir heraus, wie in der Weichspülerwerbung, steht mit verschränkten Armen neben dir und sagt vorwurfsvoll: «Mein Gott, bist du unfähig! Jetzt hast du das ganze Gespräch versaut. Jeder andere Mann würde längst mit Anekdoten, jonglierte lässig mit Komplimenten und liesse dann und wann – aus voller Absicht – ein Schweigen fallen, um die Ungeduld auf ihrem Gesicht zu geniessen, mit der sie der Fortsetzung harrete. Du aber, du redest seit einer Stunde in Bleisätzen von deiner Exfreundin, wälzt Anfeindungen und wallst Vorwürfe an die gesamte Frauenwelt aus, belegst sie mit Beispielen aus deinem kümmerlichen Erfahrungsschatz, als bedeutete eine temporäre Existenz als schwitzender Pizzabäcker die Rettung deiner Männlichkeit. Dir gäbe ich keinen Weichspüler, du tränkest ihn auf Eis.»

«Seit wann beherrscht ein Waschmittelverkäufer wie du den Konjunktiv», habe Tom in sich hineingefragt und zu ihr gesagt: «Wir Männer sind verunsichert. Wir finden unsere Rolle nicht mehr. Einerseits verlangt ihr von uns mehr Verständnis, andererseits mehr Dominanz.» – «Ein Mann, der nach Rollen sucht, ist ungefähr so anziehend wie die Frau, die aus Gründen der Naturergebenheit ihre Beine nicht rasiert», habe sie gesagt, «beides ist berechtigt, beides sieht scheisse aus. Wieso beugt ein Mann sich bei den Jammersätzen immer vornüber, um von unten herauf zu sehen, als bettle er um Schläge?» Tom habe sich sofort gerade hingesezt, und sein Blick sei auf sein besseres Ich gefallen, das rauchend in der Ecke sass und sagte: «Während du weiter Rollen suchst und pantomimisch Milchreis darstellst, genieesse ich schon mal die Zigarette danach. Übrigens beherrsche ich nebst dem Konjunktiv auch Altgriechisch und Latein sowie den Flickflack.» – «Ich kann tanzen», dachte Tom. «Tanzen und Backen ist was für Schwule.» Daraufhin kaufte Tom sich eine Modelleisenbahn. «Grosse Jungs sollten besser mit kleinen Weichen spielen», hatte der andere gesagt. Von der Frau hat Tom nichts mehr gehört.

Güzin Kar ist Drehbuchautorin und Regisseurin. Mehr von Güzin Kar auf www.guzinkar.com

Namen

Rosamunde Pilcher — Ihre Geschichten handeln von Liebe und Herzschmerz, von schönen Frauen und galanten Männern, und sie garantieren in jedem Fall ein Happy End. Was vermutlich der Grund dafür ist, dass sich ihre Bücher bis jetzt 60 Millionen Mal verkauft haben. Die Autorin ist allerdings trotz des Ruhmes bescheiden geblieben. Geld, so sagte Rosamunde Pilcher einst, könne sehr vulgär sein. Dass sie tatsächlich mit Haut und Haaren Schottin ist, bewies sie unlängst in einem Interview. Da wurde sie gefragt, was sie sich denn mit ihrer ersten Million geleistet habe. Die knochentrockene Antwort der 84-Jährigen: «Einen Rasenmäher.» (bwe)

Jane Birkin — Sie ist zwar mittlerweile 62, aber natürlich denkt man an Serge Gainsbourg und den gemeinsam gestöhnten Skandal-Song «Je t'aime ... moi non plus», wenn ihr Name fällt. Jane Birkin hat es ja auch immer noch, dieses gewisse Etwas, diese Mischung aus Knabenhaftigkeit und unschuldig-mädchenhaftem Sex-Appeal. Diese Woche erscheint ihr neues Album «Enfants d'hiver». Auch da blickt sie zurück, allerdings auf ihre Kindheit in



Könnte schreien: Jane Birkin.

England. Und im Song «Madame», so erklärte sie dem Mode-Fachblatt *Women's Wear Daily*, gehe es ums Älterwerden. Darum, wie überrascht man als Frau sei, wenn einen plötzlich jemand «Madame» nenne, obschon man sich doch höchstens als alter Teenager fühle. «Das ist etwa so, wie wenn man sich morgens nach dem Aufwachen Wasser ins Gesicht spritzt, sich im Spiegel betrachtet und sich jung, also gut fühlt. Dann ziehen Sie Ihre Brille an,

gucken erneut in den Spiegel und könnten schreien.» (bwe)

Christopher Ciccone — 2008 war ein rabenschwarzes Jahr für Madonna. Altersgebresten kündigten sich an, ihr Elternhaus brannte ab, sie liess sich scheiden. «Das Schlimmste von allem», so vermutet ihr einstiger Lieblingsbruder Christopher Ciccone, «war allerdings mein Buch» («Life with My Sister Madonna»). Am Inhalt kann das nicht liegen, denn über harmlose Anekdoten kommt der Bestseller nicht hinaus. Trotzdem haust der einst hochgeachtete Organisator von Madonnas Welt-



Vermisst Madonna nicht: Bruder Ciccone.

tourneen heute in einem kleinen Appartement in L. A. Finanziell abgebrannt und von der schillernden VIP-Gesellschaft komplett ignoriert, verbringt er die einsamen Tage in einem seidenen Morgenmantel und sinniert über die verpatzte Vergangenheit nach. Bei der disziplinierten Poppöttin fiel der 48-Jährige erstmals in Ungnade, als er vor einigen Jahren ein paar Linien Kokain konsumierte. «Sie weigerte sich, mir ausstehende Gagen zu bezahlen, so lange, bis ich in die Reha ging», erinnert sich Ciccone in einem Gespräch mit dem britischen *Observer*. Als Kontrollfreak störe seine Schwester heute vor allem die Tatsache, dass er das Buch ohne ihre Erlaubnis geschrieben habe. Obwohl er seine Schwester nicht vermisst und sich mit verschiedenen Projekten einen eigenen Namen zu machen versucht, sieht Ciccone die Zukunft finster: «Ich wurde als Sohn meiner Mutter geboren, aber ich werde als Bruder meiner berühmten Schwester sterben.» (fkm)

Tina Brown — Mary Poppins als Inspiration für 2009? Das empfiehlt die ehemalige Chefin des *New Yorker* den Lesern ihres Online-Maga-

zins *The Daily Beast*. Nicht wegen Janes und Michaels singender Supernanny, sondern wegen des Kindsvaters Mr Banks. Mr Banks ist ein Bankier, der kaltgestellt wurde, nachdem er einen millionenschweren Kunden abgelehnt hatte. «Sein Modell war hohl. Es produzierte nichts. Es bedeutete nichts ausserhalb der Wände einer Bank», sagt Banks zu seiner Entschuldigung, «der Kunde redete von Anlagen, Profit und Wachstum, aber kein Wort über Menschen. Ich entschuldige mich nicht für meine Auffassung, dass es Wichtigeres gibt im Leben, als Geld zu machen.» Wer sich erinnert: Die Machenschaften des abgewiesenen Kunden ruinieren die Konkurrenzbank. Mr Banks wird von seinen Chefs als Retter gefeiert. Ende des Märchens. (bs)

Mickey Rourke — Nach einer erfolglosen Boxerkarriere und viel missglückter plastischer Chirurgie spielte der Schauspieler, der einst zu Hollywoods herausragenden Talenten gehört hatte, noch gelegentlich Nebenrollen in Filmen, die er nicht mochte, «wenn ich bankrott war. Aber ich kann mich nicht anständig benehmen, wenn ich den Direktor oder das Drehbuch nicht respektiere.» Heute, sagt Rourke, tut er das nicht mehr. «Lieber leihe ich mir Geld, als nochmals einen Film wegen Geld zu machen. Es ist mir egal, ob sie mir zehn Millionen bieten. Ich bleibe auf meinem Arsch sitzen.» Dazu wird er in nächster Zukunft nicht kommen. Seit der 52-Jährige für seine Rolle als abgehalfterter Ringer in «The Wrestler» für einen Golden Globe nominiert wurde und als sicherer Oscar-Anwärter gilt, wollen von Robert Rodriguez bis Quentin Tarantino ungefähr alle Regisseure mit ihm drehen, die in seinen Augen «einen eigensinnigen Kopf haben». (bs)



Sicherer Oscar-Anwärter: Mickey Rourke.



Mein St. Moritz (Teil 2)

Es kann nicht jeder nach ganz oben fahren und mit dabei sein. Aber macht nichts – dafür gibt es Leute wie unseren Kolumnisten. Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in St. Moritz. Ich war erst Gast im «Misani», das in Celerina liegt, aber das braucht man nicht jedem auf die Nase zu binden, und danach Hausgast in der «Residenza Rosatsch», einem Apartment-Neubau neben dem «Palace» («die grosszügige Erfüllung des Traums vom Wohnen und Sein»; Eigenwerbung, stimmt aber, finde ich).

Ich hatte eine Einladung für die Gala des Sheba Medical Center, eines Spitals in Betlehem (Israel, nicht Bern-Bethlehem, wo ich aufwuchs). Die Namen der Komiteemitglieder waren gut – Marc Rich, Lapo Elkann, Rolf Sachs, Alexander Fürst zu Schaumburg-Lippe –, weniger gut war, dass keiner kam. **Ellen Ringier** war dafür dort. Darauf hätte ich gewettet, nebenbei. Erstens ist sie Chairperson (der *politically correct*-Ausdruck dafür, wenn eine Frau der Chef ist), und zweitens wurde Geld gesammelt für die gute Sache (315 000 Franken) des Spitals. Stand so im *Blick* und *Blick am Abend*, einer Gratiszeitung, die ebenfalls Michael Ringier, Ellens Mann, verlegt. Man könnte jetzt sagen, in diesen Zeitungen stehe normalerweise nichts über Events mit nicht nationaler Ausstrahlung. Doch das wäre falsch – ich selber durfte einmal eine *Blick*-Seite vollschreiben über eine Freiluftveranstaltung mit Namen «Rock gegen Hass» in Lengnau AG. (Headliner war eine Sängerin, deren Namen ich nicht kannte, sie kam aus Israel. Und Lengnau war der einzige Ort, wo Juden wohnen durften im 18. und 19. Jahrhundert in der Schweiz; das für die, die meinen, bei MvH gäbe es nie was für das intelligente Tischgespräch.)

Mein zweiter Agendaeintrag: Silvesterapéro *chez Jürg und Raquel Marquard*. (Richtig, so wenig Verabredungen hatte ich; andere sind jeden Abend an zwei Partys eingeladen – wer macht etwas falsch?) Darauf freute ich mich, auch wegen der Location. Man muss im siebten Stock des «Palace» den Lift wechseln. In dem Lift, der ganz hoch fährt in «La Tuor», gibt es bloss Platz für drei Personen. Ich meine, ich bin da indifferent, aber andere Gäste («Leistungsträger», so sah es aus, oder wenigstens Leute mit mehr Verabredungen) haben ihre Zeit nicht gestohlen, schon gar nicht in den Ferien. Ich war lange nicht mehr in dem Turm. Beim letzten Mal war die Inneneinrichtung Laura-Ashley-mässig (das heisst Priscilla-Ogilvy-mässig, seinerzeit Ehefrau von Jürg M.). Heute ist es *contemporary alpine glamour*-mässig (tönt wie von Tyler Brûlé, ich weiss, verantwortlich ist aber Raquel M.). Mir gefällt es (bis auf Valentin Roschachers Gletscherbild).

Ich traf dann **Lauri Agosti** bzw. ihren Mann **Adriano** sowie **Christina Dillier** resp. ihren Mann **Piero**. Das war lustig (jedenfalls für mich). Ich hatte beide um ein Interview gebeten für die letzte Ausgabe der *Weltwoche* von 2008. Christina sagte ab, weil ihr Mann, ein Anwalt, fände, man sollte zurzeit auf *low profile* machen. Und an Lauri kam ich nicht einmal heran, weil ihr Mann, ein Unternehmer, fände, man sollte zurzeit auf *very low profile* machen. (Ich habe darauf Raquel Marquard interviewt – und Lauri sowie Christina haben bereits zugesagt für 2009.) Die Aufzählung, wer sonst noch da war, fällt weg, kein Platz, Entschuldigung. (Kaufen Sie die *Schweizer Illustrierte*, es gibt auch ein Foto von Ihrem Kolumnisten und seiner Begleitung.)

Mitternacht verbrachte ich im Haus, in dem ich Gast war – weshalb sollte man im «Privé» oder im «Dracula» Leuten, die einen nicht kennen und/oder mögen, um den Hals fallen? (Also gut, ich wäre hingegangen, wenn ich eine Einladung gehabt hätte.) Um halb eins ging ich zurück ins «Palace» (damit mir Leute, die mich nicht kennen und/oder mögen, um den Hals fallen konnten). **Hans Wiedemann**, der Direktor, begrüsst mich und sagte, falls ich einen Übersetzer brauche in Marios Bar, sei er mein Mann (ich schrieb einmal in dieser Spalte, mich störe es, dass man dort Italienisch reden müsse, wenn man bedient werden möchte). Das fand ich sympathisch. (Auch weil mir zuvor einer erzählt hatte, ihn habe Wiedemann nie begrüsst – obwohl seine Hotelrechnung 100 000 Franken hoch gewesen sei.)

Jetzt käme noch, wie gut ich abschnitt in der Rangliste «Journalisten des Jahres» («Kategorie Kolumne») der Zeitschrift *Schweizer Journalist*. Blöd nur, dass es keinen Platz mehr gibt.

Im Internet

Hören Sie diesen Artikel auf www.weltwoche.ch/audio

Märchenmode

Von *Alix Sharkey*

Eigentlich ist es ein Modemärchen. Zwei junge kalifornische Schwestern entscheiden sich, ohne Beziehungen, ohne PR-Agentur und ohne anständige Ausbildung eine Modemarke zu gründen. Die ältere verkauft ihre wertvolle Plattensammlung, die jüngere steuert die Ersparnisse ihres Kellnerinnen-Jobs bei, und sie kaufen Stoffe, um die Kleider zu schneiden, von denen sie seit Jahren geträumt haben. Sie kommen nach New York, begeistern die abgestumpften Schreiberlinge ebenso wie die luchsäugigen Käufer und erwecken so weltweite Aufmerksamkeit.

Der Trick? Sie schneiden dreissig Papierpuppen mit Papierkleidern und -mänteln aus, um ihre Kollektion zu illustrieren, und schicken sie den einflussreichsten Menschen der Stadt. Wenige Tage vor ihrem Laufsteg-Debüt an der Fashion Week landen sie auf dem Cover der Branchenbibel *Women's Wear Daily* – absolut aussergewöhnlich für ein unbekanntes Design-team – und sorgen in der zynischsten Stadt der Welt für ein kleines Erdbeben. Wenige Monate später tauchen ihre sorgfältig handgenähten, ultrafemininen Kleider mit Perlenstickereien, Plissees, Rüschen, Schleifen und bauschendem Seidenorganza auf dem Cover der *Vogue* auf, werden in den wichtigsten Boutiquen angeboten und von Kirsten Dunst, Keira Knightley und Chloë Sevigny getragen.

Laura und Kate Mulleavy, 27 und 29, haben eine Künstlermutter (mit dem Mädchennamen Rodarte) und einen Botanikervater. Das Erscheinungsbild der beiden ist entschieden unmodisch, denn sie ziehen ihren eigenen Märchenkleidern dunkle T-Shirts, Jeans und New-Balance-Sneakers vor. Auf Grund ihres Faibles für ungewöhnliche Stoffe und Besätze sowie der weit hergeholtten Anspielungen ihrer Kollektionen – auf Landschaftsfotografien der Dreissiger und italienische Horrorfilme der Siebziger – hat das manchen Kritiker dazu gebracht, sie als bildende Künstlerinnen zu beschreiben, die in der Mode arbeiten.

Andere sind weniger nachsichtig und monieren den Mangel an formalen Strukturen in den Entwürfen der Schwestern, oder sie tun sie als überteuerte Partykleidchen ab. Cathy Horyn, die Moderedaktorin der *New York Times*, beurteilt ihre jüngste Kollektion als «allerlei formlose Säcke mit Teigrüschen und Chiffonklumpen». Die Schwestern lässt das kalt; 2005 kostete das teuerste Kleid ihrer Debütkollektion 2000 Dollar. Heute zehnmal so viel.

Aus dem Englischen von **Ulrich Blumenbach**
Illustration: **René Habermacher**



Ein kleines Erdbeben: ultrafeminine Kleidchen von Laura und Kate Mulleavy.

Die seriöse Herrenreise

Von Jürg Zbinden

Wenn einer eine Reise tut, ist er entweder Geschäftsmann, oder er tut es zum Privatvergnügen. Wobei sich nicht alle Herren, die alleine oder im Rudel reisen, auf die sogenannte Herrenreise begeben – mit Destinationen wie Thailand, der Dominikanischen Republik, Brasilien oder Osteuropa. Ein ukrainisches Reiseportal etwa bietet neben Herrenreisen und Damen namens Elena, Swetlana, Natalia oder Olga ein Komplementärprogramm an mit der Möglichkeit zum Zahnersatz oder zur Fettabsaugung. Erst die Offerte einer Busvergrößerung macht den einen oder andern Herrn vielleicht konfus. Hier soll die Rede sein von Produkten, die Gentlemen ein unanrühiges Reiseerlebnis erster Klasse in Aussicht stellen.

1, 2 — Montblanc ist ein Synonym für hochstehende Schreibkultur. Auch in puncto Reisekultur beweist man sich als Gipfelstürmer. Die Soft Leather Collection kombiniert das Leder neuseeländischer Hirsche mit italienischem Design. Die Dokumententasche kostet Fr. 1950.–. Die Hold-all-Bag, erhältlich in einer limitierten Edition in extravagantem Alligatorenleder, kostet Fr. 21900.–. Montblanc Boutique, Bahnhofstr. 25, Zürich.

3 — Der Pyjama ist unentbehrlich, wie der Reisepass und die Zahnbürste. Kaum einer trägt ihn allerdings so nonchalant wie einst der legendäre Filmstar Cary Grant. Der dreiteilige Schlafanzug von Ermenegildo Zegna ist ebenfalls nicht ganz ohne. Preis auf Anfrage. Zegna, Bahnhofstr. 25, Zürich.

4 — Im Flieger ist es strikt verboten, doch im nationalen Zugverkehr ist gegen das Mitführen eines Messerchens nichts einzuwenden. Das hölzerne Taschenmesser von Wenger eignet sich zum Vierteln eines Apfels genauso gut wie zum Köpfen eines Eis. Der Preis: simpler Luxusität spottende Fr. 43.–.

5 — Die Lederkollektion von Acqua di Parma umfasst allerlei Taschen und Accessoires, die auf die Bedürfnisse anspruchsvoller Kosmopoliten zugeschnitten sind. Das Büffellederetui enthält ein Nackenkissen und eine Augenschutzmaske aus Seidenatlas, eingefasst in typisches Acqua-di-Parma-Gelb. Ist man derart weich gebettet und abgeschottet, vergeht einem die längste Zeit wie im Flug. Erhältlich bei Grieder, Bahnhofstr. 30, Zürich, zum Preis von Fr. 520.–.



«Japanerinnen brauchen morgens acht Produkte»

Marie-Hélène Lair ist Kommunikationschefin der Forschungsabteilung von Chanel. Die Apothekerin über Sünden bei der Hautpflege und das Geheimnis einer schönen Haut.



«Die Haut mag es nicht extrem»: Chanel-Forscherin Lair.

Ihre neue Nachtcreme mit dem klingenden Namen «Ultra Correction Line Repair» kostet 150 Franken. Ist die tatsächlich besser als eine Creme für 15 Franken?

Sie bezahlen eben nicht nur den Inhalt des Cremetopfs, sondern auch die Forschung, die damit verbunden war. Die braucht Zeit und kostet Geld, genauso wie die vielen Tests, die wir machen.

Was ist das Geheimnis einer schönen Haut?

Liebe! Und mit Reinigung, Feuchtigkeit und Sonnenschutz kann man auch etwas dazu beitragen.

Was ist der häufigste Fehler, den die Leute bei der Hautpflege begehen?

Die Haut nicht zu reinigen, ihr keine Feuchtigkeit zu geben und natürlich zu rauchen, das ist fatal. Aber das andere Extrem ist genauso schädlich. Wer zu viel macht, also zu oft peelt oder zu viel Seife benutzt, schadet

der Haut ebenso, dann reagiert sie mit Irritationen. Die Haut mag es nicht extrem.

Braucht eine gesunde Haut tatsächlich all die Tonics, Tages- und Nachtcremes, Peelings, Seren und Masken, die der Markt anbietet?

Es kommt darauf an, wo Sie leben, in Europa oder in Japan. Hier benötigen Sie drei oder vier Produkte: etwas für die Reinigung, eine Feuchtigkeitscreme, Antifaltencreme während der Nacht, weil die Haut während des Schlafs auf Hochtouren arbeitet, und tagsüber einen Sonnenschutz. In Japan hingegen brauchen die Frauen acht Produkte am Morgen und neun am Abend. Die brauchen eine Lotion für die Reinigung, dann eine Milch, dann kommen die Weissmacher-Produkte, die Feuchtigkeit, danach der Sonnenschutz und all die spezifischen Produkte, wie zum Beispiel Antiaging-Produkte.

Ab welchem Alter soll man mit Anti-Aging-Produkten beginnen?

Das hängt vom Grad Ihrer Beunruhigung ab. Das kann schon mit zwanzig losgehen. Mit dreissig kommen dann aber definitiv die ersten Anzeichen des Alters, und dann sollte man etwas dagegen tun.

Hilft eigentlich die oft propagierte Gesichtsgymnastik?

Wenn sie von einem Fachmann empfohlen wird, vielleicht ja. Falsch angewendet, könnte sie hingegen die Faltenbildung verstärken.

Was empfehlen Sie als Sonnenschutz im Alltag?

Unsere neue Tagescreme hat einen Sonnenschutzfilter 15. Das ist okay, wenn es im Herbst bewölkt ist. Aber selbst dann muss man vorsichtig sein. Und zwar wegen des UV-A-Lichts. Denn die UV-A-Strahlen dringen sowohl durch Wolken wie auch durch Glas, also durch Fensterscheiben. Für die Hautalterung sind sie das Allerschlimmste. Deshalb mein Rat: das ganze Jahr über Sonnenschutz auftragen.

Was trägt man zuerst auf, die Sonnencreme oder die Tagescreme?

Zuerst die Feuchtigkeit, dann den Sonnenschutz. Die Filter müssen zuoberst sein.

Was ist besser: bei Produkten zu bleiben oder sie von Zeit zu Zeit zu wechseln?

Sie meinen, ob sich die Haut an ein Produkt gewöhnt und dieses die Wirkung verliert? Ich würde sagen, nein. Wenn man etwas gefunden hat, das einem passt, kann man das anwenden, solange man will.

Frauen kümmern sich mit Hingabe um ihre Haut. Männer hingegen waschen abends nicht einmal ihr Gesicht – und haben trotzdem eine schöne Haut.

Junge Männer können sich das erlauben. Aber warten Sie, bis die 45 sind. Dann geht's los. Die Festigkeit der Haut lässt nach, und sie kann nicht mehr gleich gut umgehen mit dem Schmutz auf der Haut. Das Fett und all die Partikel, die sich tagsüber darauf abgelagert haben, lassen die Haut nicht atmen. Deshalb ist Reinigung so wichtig.

Wenn die Haut atmen muss, weshalb sie also nachts nochmals mit Creme füttern?

Früher waren die Nachtcremes in der Tat sehr reichhaltig oder einfach fettig. Heute macht man die Produkte viel leichter, und dann ist das kein Problem.

Die Fragen stellte Bettina Weber.



Auto

Französischer Chic, geländegängig

Renault hat sich dem Trend zum SUV lange verweigert. Der Koleos beweist, dass sich das Warten gelohnt hat. *Von Ulf Poschardt*

Es ist ein mutiges Bekenntnis zur Zukunft des Automobils, dass Renault just dann mit einem SUV um die Ecke biegt, wenn düstere Wolken den Horizont verdunkeln. Die französische Traditionsfirma hat stets allerlei ausprobiert, nie jedoch jenen Offroad-Trend genutzt. Nirgendwo habe ich mehr von den hochglanzpolierten SUVs aus deutscher Produktion Stossstange an Stossstange rollen sehen als rund um die Place Vendôme und die Avenue Montaigne, wo die wohlhabenden Pariser ihre riesigen Tüten von Chanel und Hermès einladen.

Renault Koleos 2.5 4×4 Dynamique

Hubraum: 2488 ccm, Leistung: 171 PS
Höchstgeschwindigkeit: 190 km/h
Preis: 34 900 Franken



Irgendwann ist dies wohl auch den französischen Autoproduzenten aufgefallen, zugeben etwas spät, aber immerhin. Zuerst kam der C-Crosser von Citroën, dann der 4007 von Peugeot und schliesslich der Koleos, wenn man den Scénic RX4 lediglich als Vorspiel betrachtet. Dabei ist der Koleos nur dem Make-up nach ein französischer SUV, wird er doch in Südkorea bei Samsung produziert, die in Europa als Herstellerin von Unterhaltungselektronik bekannt ist. Fast zwei Drittel des Koleos teilt die DNA mit dem Nissan X-Trail. Damit wird auch deutlich, dass der Koleos nicht dem Range Rover Konkurrenz machen soll, sondern jenen eher kompakten Offroadern für junge Familien oder den freundlichen Jägern von nebenan.

Zuletzt hat Renault mit dem Laguna Coupé einen kleinen Aston Martin fürs Volk produziert und war dabei durchaus geschmackssicherer als beim Koleos, der doch etwas pausbäckig anmutet – von aussen. Im Inneren beweist der Koleos pariserischen Chic für einen Preis, der zweifellos zu den bedeutenden Argumenten für den Renault gehört. Ab 31 900

Franken gibt es einen Vierzylinder mit 171 PS und 2,5 Liter Hubraum. Mit Allradantrieb kostet er genau 3000 Franken mehr. Im Herzland des Wintersportes, in der Schweiz, ist das sicher gutangelegtes Geld.

Im Mix soll der Benziner knapp unter zehn Liter verbrauchen. Der Zweiliter-Diesel gibt sich mit bescheidenen acht Litern zufrieden und dürfte unsere grünen Freunde begeistern. Aber seit der Benzinpreis wieder in den Keller gerutscht ist, erlahmt auf den Strassen der Spar-Furor, und die Besitzer eines SUV werden nicht mehr ganz so schräg angesehen.

Da der Renault relativ kurze Karosserieüberhänge besitzt, eignet er sich zum Querfeldeineinsatz. Am Berg nützt die Anfahrhilfe, und selbst im Rückwärtsgang gibt es einen Abfahrassistenten.

Obwohl das Platzangebot im Fond weniger überzeugt als auf den grosszügigen Vorderplätzen, dürften die Sicherheitsstandards des Renault für Familienväter verlockend sein. Die Foren der Allradfreunde reagieren milde auf den Koleos und nehmen ihn vergleichsweise ernst. Der Preis demokratisiert die Traktionsicherheit des Allradantriebs. Exklusiv will das Geländegängige nicht mehr sein.

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der *Welt am Sonntag* in Berlin.

Im Internet

Hören Sie diesen Artikel auf www.weltwoche.ch/audio

Roter Ritter

Von Peter Rüedi



Ein Geständnis vorab. Ich bin kein Genie bei Blinddegustationen, schlimmer: Ich bin eine ziemliche Flasche. Ich habe ein relativ lausiges olfaktorisches Gedächtnis. Nicht, dass ich das nicht bedauerte. Besonders beim Wein, den ich heute vorstellen will. Er ist nur blind zu beurteilen, mobilisiert er doch vor dem ersten Schluck gleich mehrere Vorurteile. Einmal trägt er eine Etikette in der kupfergetriebenen Ästhetik jener Veranstaltungen, an welchen Weinbruderschaften einflussreichen Grossisten oder Diplomaten pergamentene Ehrenmitgliedschaften verleihen und Ketten um den Hals hängen: ein goldgeprägter Ritter, mein Gott. Zweitens ist er eine Cuvée, und zwar eine aus alten Trauben (Merlot und Syrah) und aus Neuzüchtungen. Diolinoir und Gamaret sind Kreuzungen der Versuchsanstalt Changins aus den siebziger Jahren, und da denkt doch jeder zunächst an frankensteinsche Genmanipulation (die Sache ist komplexer, ich weiss). Drittens wurde der Chevalier Rouge am letzten Grand Prix du Vin Suisse als bester Wein überhaupt (unter 1860 Kandidaten!) mit dem Prix Vinissimo ausgezeichnet. Gegen einen solchen Superlativ rebelliert nicht nur mein Sprachgefühl (obwohl: Von «Benissimo» hat die Veranstaltung ja was), sondern auch mein eingeborener Widerspruchsgeist gegen Mehrheitsmeinungen.

Nun mangelt es mir zwar an Geschmacksgedächtnis, nicht aber an Fantasie, und so stelle ich mir vor, von all dem nichts zu wissen. Dann erweist sich der Chevalier Rouge der Vins des Chevaliers in Salgesch tatsächlich als eine sehr gute Flasche. Ohne Zweifel das, was man einen «modernen» Wein nennt. Aber er ist zu elegant und vielschichtig komponiert, als dass er auch nur entfernt in den Verdacht der Banalität geriete, die wir mit «Modernität» auch verbinden. Das Holz ist sehr diskret, die Tannine weich, die beerige Frucht überwältigend. Rundum eine schöne und nachhaltige Sache. *Compliments!* (Auch wenn wir den gepanzerten Ritter weiterhin ins Landesmuseum wünschen.)

Chevalier Rouge 2006. Vins des Chevaliers SA Salgesch. 12,5 %. Fr. 27.50. www.chevaliers.ch

Kulinarische Meditation

Heute geht es zu einem Shootingstar: Seinem asketischen Aussehen zum Trotz kocht er alles andere als abgehoben. Von Julian Schütt

Im Jahr der Abstürze, die uns wohl bevorstehen, kann man nicht genug Aufsteigergeschichten bringen. Hier ist eine: Schneller als ein Raviolo in siedendem Wasser katapultierte sich Tobias Funke nach oben. Schon mit 24 hat er sich, nach Lehrjahren bei Horst Petermann und Antonio Colaianni, sein eigenes Restaurant erkocht. Nicht irgendwo, sondern mitten in einem der gastronomischen Ballungszentren der Schweiz. Anders kann man das Städtchen Rapperswil-Jona mit seinen rund achtzig Lokalen von zum Teil beachtlichem Niveau nicht nennen. Da muss man einiges bieten, um aufzufallen, und keiner fällt momentan mehr auf als Tobias Funke.

Seine «Falkenburg» ist ein guter Ort für kulinarische Meditationen. Abends wählen denn auch neunzig Prozent der Gäste das Gourmetmenü oder einzelne Gänge daraus, sagt Funke. Wer hierher kommt, will die Handschrift des Chefs kennenlernen. Er hat ein Faible für edle, auch exzentrische Produkte wie Seeigel und ist sich nicht zu schade, morgens um vier Uhr aufzustehen, um sich auf dem Engrosmarkt

mit Hochwertigem einzudecken. Ein besonnener, fast asketischer Typ, der zwar keinen Aufwand in der Küche scheut, aber ungern pompös anrichtet. Opulenz mit reichlich Rahm und Butter ist nicht sein Ding. Entsprechend ist der «Meeresfrüchte-Traum» weder wirr noch überbordend. Zu einem Zwiebelkuchlein gesellen sich Spuren von Hummer, Jakobsmuschel und Pulpo, dazu in einem gesonderten Glas die Seeigelsuppe. Technisch anspruchsvoll dann die Spaghettini, kunstfertig aufgerollt über einem Häufchen Spinat mit trüffelbeschäumtem Ei. Die Komposition hält dank einer Geflügelfarce hübsch zusammen, und sie schmeckt. Sehr zufrieden bin ich auch mit dem gebratenen Loup de Mer auf vielleicht nicht saisongerechten, aber aromatischen jungen Artischocken. Dazu ein feiner Sud beziehungsweise eine «Velouté», wie es auf der Speisekarte heisst: Wenn schon nach oben, sagt sich Tobias Funke, dann richtig und mit Stil.

Restaurant Falkenburg. Hauptplatz 4, 8640 Rapperswil. Tel. 055 214 11 22. www.falkenburg-rapperswil.ch. Sonntags und montags geschlossen.



Wenn schon, dann richtig und mit Stil: Tobias Funke in seiner «Falkenburg» in Rapperswil.

Fahrendes Kaminzimmer

Wie gut ist das Unterhaltungsprogramm unterwegs? Zum Beispiel in einem Range Rover? *Von David Schnapp*



Mehr Gemütlichkeit: Unterhaltungssystem im Range Rover Autobiography.

In loser Folge wollen wir uns mit der Frage beschäftigen, was Autos eigentlich als Unterhaltungsgeräte taugen. Man hört unterwegs Musik, schaut Filme, Fernsehen, und das Navigationssystem ist ein nicht zu unterschätzender Faktor geworden. In der ersten Folge fangen wir oben an. Wir haben uns einen Range Rover vor die Türe stellen lassen, Ausführung Autobiography, ein Programm, das dem Kunden allerlei Möglichkeiten zur individuellen Verschönerung seines Autos bietet.

Der Wagen hat ein Multimedia-Entertainment-System im Fond mit zwei Monitoren in den vorderen Kopfstützen. Weiter gehören Infrarot-Kopfhörer dazu sowie ein DVD-Wechsler. Über einen Aux-Eingang lässt sich eine Spielkonsole anschliessen. Die Unterhaltungszentrale wird über den Bildschirm im Armaturenbrett zentral gesteuert. Die Menüführung ist einigermaßen logisch, die Grafik könnte etwas frischer sein. Das Navi ist dafür fast so einfach zu bedienen wie ein Holzvelo.

Bild- und Audioquellen lassen sich individuell zuteilen, so kann der kleine Junge hinten links eine DVD sehen, während seine ältere Schwester rechts Playstation spielt. Er hört den Ton seiner DVD, sie kann mithören oder den Sound ihres Spiels zuschalten.

Es ist gemütlich im Range Rover: Leder, Teppiche aus Schaffell, der Wagen ist ein rollendes Kaminzimmer, für die Wärme sorgt eine Vier-

Zonen-Klimaanlage, Sitze und Lenkrad können separat beheizt werden.

Weil die Passagiere hinten über Kopfhörer mit Ton versorgt werden, kann der Fahrer über die vierzehn Lautsprecher Musik hören, wie er will. Die Basswiedergabe ist kräftig und bärig, mit Hip-Hop von Bligg kommt die Anlage besser zurecht als mit Beethoven.

Nicht ganz ausgereift – etwas Kritik auf höchstem Niveau – ist die Einbindung von iPod bzw. iPhone. Die Freisprechanlage über Bluetooth funktioniert zwar problemlos, allerdings steht das Adressbuch nur teilweise zur Verfügung, und das Abspielen von Musik ist leicht umständlich, das Kabel für den iPod-Anschluss wurde nachgerüstet, das System behandelt den Musikspieler wie eine CD im Sechsfach-Wechsler, der im Armaturenbrett sitzt.

Fazit: Der Range Rover Autobiography ist eine fast perfekte Unterhaltungsmaschine, man kann ruhig für längere Reisen auf das Flugzeug verzichten. Frauen, Kindern und Männern gefällt es hier drin gleichermassen, Langeweile kommt in diesem Auto nicht auf.

Range Rover Autobiography 3.6 TdV8.

Premium-DVD-Navigations- und TV-System (analog/digital) mit Touchscreen, TMC, Bluetooth. Rear Seat Entertainment System, 6-fach-DVD-Wechsler, Infrarot-Kopfhörer. Soundsystem Harman Kardon LOGIC 7, 6-fach-CD-Wechsler, 14 Lautsprecher. Anschluss für iPod/iPhone. Rückfahrkamera, VentureCam. Preis Testfahrzeug Fr. 182'980.–. www.landrover.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Föhrlihubstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: aboservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.)
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Stv. Chefredaktor: Markus Somm
Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Daniel Ammann, Alex Baur, Hanspeter Born, Urs Paul Engeler, Urs Gehrig, Philipp Gut (*Leitung Kultur und Wissen*), Carmen Gasser, Pierre Heumann (*Naher Osten*), Andreas Kunz, Peter Keller, René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Daniele Muscionico, Kai Michel, Daniela Niederberger, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Julian Schütt, Eugen Sorg, Mark van Huisseling, Bettina Weber (*Leitung Gesellschaft*)

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Max Frenkel, James Hamilton-Paterson, Ludwig Hasler, Jörg Hess, Peter Holenstein, Wolfram Knorr, Albert Kuhn, Michael Maar, Sven Michaelsen, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Markus Schneider, Wolf Schneider, Alix Sharkey, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion:

Philipp Anz
Bildredaktion: Martin Berz (*Leitung*), Christophe Bosset, Catharina Hanreich, Gabriella Hohendahl (*Assistentin*)

Layout: Claire Hulla (*Leitung*), Peter Aschmann, Rolf Mundwiler

Infografik:

Helmut Germer
Korrektur: Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Gilbert Grap, Beat Kuttinig

Internet:

Andreas Thut (*Leitung*)
Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsleitung:

Maike Juchler
Marketing: Sandra Millius (*Leitung*)
Anzeigenverkauf: Christine Lesnik (*Leitung*), Angela Prisciantelli, Samuel Hofmann (*Support*)

Anzeigeninnendienst: Silvan Leibacher, Laura Bazzigher, Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf:

Publicitas web2com AG
Tarife und Buchungen unter: Tel. 044 250 31 91
E-Mail: salesservices.web2com@publicitas.com

Druck: Basler Zeitung, Hochbergerstrasse 15, 4002 Basel

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Belletristik

- 1 (1) **Carlos Ruiz Zafón:** Das Spiel des Engels (*S. Fischer*)
- 2 (2) **Susanna Schwager:** Das volle Leben – Frauen über 80 erzählen (*Wörterseh*)
- 3 (3) **Paulo Coelho:** Brida (*Diogenes*)
- 4 (4) **Susanna Schwager:** Das volle Leben – Männer über 80 erzählen (*Wörterseh*)
- 5 (6) **Rolf Lappert:** Nach Hause schwimmen (*Hanser*)
- 6 (5) **Franz Hohler:** Das Ende eines ganz normalen Tages (*Luchterhand*)
- 7 (–) **Uwe Tellkamp:** Der Turm (*Suhrkamp*)
- 8 (7) **Charlotte Roche:** Feuchtgebiete (*Dumont*)
- 9 (9) **Pedro Lenz:** Plötzlech hets di am Füdle (*Cosmos*)
- 10 (8) **Barbara Wood:** Das Perlenmädchen (*Krüger*)

Sachbücher

- 1 (1) **Guinness-Buch der Rekorde 2009** (*Bibliographisches Institut und F. A. Brockhaus, Mannheim*)
- 2 (2) **Roberto Saviano:** Gomorrha (*Hanser*)
- 3 (8) **Helmut Schmidt:** Ausser Dienst (*Siedler*)
- 4 (3) **Markus Maeder:** Vom Herzchirurgen zum Fernfahrer (*Wörterseh*)
- 5 (4) **Jamie Oliver:** Jamies Kochschule (*Dorling Kindersley*)
- 6 (10) **Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler:** 50 Erfolgsmodelle (*Kein & Aber*)
- 7 (5) **Nassim Nicholas Taleb:** Der Schwarze Schwan (*Hanser*)
- 8 (6) **Barack Obama:** Hoffnung wagen (*Riemann*)
- 9 (–) **Rüdiger Schache:** Das Geheimnis des Herzmagneten (*Nymphenburger*)
- 10 (7) **Hape Kerkeling:** Ich bin dann mal weg (*Malik*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Media Control

Apropos: Ribbentrop

Martin Walser hatte ja recht, als er vor zehn Jahren in seiner umstrittenen Paulskirchenrede die ritualisierte Erinnerungskultur in Deutschland kritisierte. Mittlerweile scheint man die im automatisierten Gedenken versteckte Scham aber etwas allzu gründlich überwunden zu haben. Flattert einem doch ein Buch über Joachim von Ribbentrop auf den Schreibtisch, Hitlers Reichsaussenminister, der den Pakt des deutschen Diktators mit Stalin unterschrieb, verfasst vom ältesten Sohn des Diplomaten, Rudolf von Ribbentrop (Ares-Verlag). Über den Autor heisst es, und der Stolz ist greifbar: «diente im Zweiten Weltkrieg als Offizier in der Waffen-SS (u.a. Verwundetenabzeichen in Gold) und war bis zu seiner Pensionierung im Bankwesen tätig». (*gut*)

Niemand wird jemals sterben

Weniger wäre nicht er: Daniel Kehlmann hat mit seinem neuen Roman «Ruhm» Weltliteratur geschaffen. *Von Markus Gasser*

Sterben muss sie – aber wie? Gleich Jack the Ripper durcheilte Charles Dickens manchmal über Wochen spazierstockbewehrt das nächtliche Soho und sinnierte über Möglichkeiten, eine Romanfigur noch publikumstränensicherer um die Ecke zu bringen. Schriftsteller sind Serienkiller seitdem, und so steht auch «Ruhm» am vorläufigen Ende einer Reihe von Mordanschlägen, die Daniel Kehlmanns Werk makabren Glanz verleihen: Bereits in seinem Romandebüt «Beerholms Vorstellung», 1997, stürzte er den Grossmagier Arthur Beerholm von einem Fernsehturm, David Mahler in «Mahlers Zeit» erlag einem Herzinfarkt, ehe er den zweiten Hauptsatz der Thermodynamik und damit den Tod von der Erde tilgen konnte, Julian in Kehlmanns erstem, noch immer geheimem Meisterwerk, «Der fernste Ort», ertrank gleich zu Beginn, und Rosalie in «Ruhm» ist verurteilt zum Tod durch Bauchspeicheldrüsenkrebs. Wie ihr Arzt ihr versichert: garantiert unheilbar.

Dennoch hat sie eine Chance: Sie wähnt, dass sie nur erfunden und ihr Tod der bloss literarische Kunstgriff des Schriftstellers Leo Richter sein könnte, dessen Gewalt über Leben und Tod von Berufs wegen schon sein Name verrät. Und so bittet sie ihren «zweitklassigen Schöpfer» um Gnade: vergebens – allein dafür, erwidert er ihr, sei sie doch geschaffen worden, Sterben sei ihr Zweck –, bis jemand ihr fast unmerklich zu Hilfe kommt und Richters Scharfrichterpläne in Scherben schlägt.

Als der Erfolg seiner «Vermessung der Welt» ins Unermessliche gewachsen war, kam sich auch Daniel Kehlmann wie die Erfindung eines anderen vor. Nach 1,5 Millionen verkauften Exemplaren war für ihn die Zeit vorbei, da ihm, einem «Hoffnungsträger deutscher Gegenwartsliteratur», Bildungsbeflissene auf spärlich besuchten Lesungen in mittelgrossen Städten beschieden, ihnen entgehe auf dem Büchermarkt nichts, von «einem Kehlmann» aber hätten selbst sie noch nie etwas gehört. Nun erläuterten Teenager, die «Vermessung» auf dem Schoss, ihren Eltern geduldig, woran der Mathematiker Gauss lebenslänglich zweifelt war; in Interviews war zu lesen, was für ein Gourmet, wie kalkuliert nachlässig gekleidet und umgänglich, «ja schüchtern» dieser Kehlmann doch sei. Wenn er sich mit Vollbart ablichten liess, die «Simpsons» als «vitalen Kunstwerk» und den Schöpfer der «Sopranos» als einen Balzac der Jahrtausendwende pries, war das der Presse eine Tagesmeldung und eine Glosse zu Kehlmanns «trivialen Vorlie-

ben» wert. Zuweilen schien es ihm fast, als hätte man ihn durch eine nicht ganz gelungene Kopie seiner selbst ersetzt. In Thomas Glavinics Roman «Das bin doch ich» schreit die Mutter ihrem Thomas ins Telefon: «Wann schreibst du denn mal so was? Wäre nicht schlecht!», und ein jeder hatte schon mal einen literaturabstinent dreinschauenden Nachbarn im Flugzeug, der über den Wolken in die «Vermessung der Welt» so versonnen vertieft war, als wäre sie ein Lebensratgeber wie «Frag den Kosmos, er wird sprechen» des von Kehlmann für «Ruhm» erfundenen Esoterikbarden Miguel Auristos Blancos.

Nach dem Erfolgstaumel

Verdrossen umschwärmten die Feuilletons das Rätsel, ob «ein Meisterwerk» genannt zu werden verdiente, was jeder lesen wollte, und imitierten dabei unweigerlich das Vernissagegeschwätz aus «Ich und Kaminski»: Sie bemerkten nicht, dass mit der «Vermessung der Welt» ihre Tradition an ihr Ende gelangt war, nur das verbitterte, schwer zugängliche Werk könne «wichtig» und für literarisch kostbare Münze zu nehmen sein. «Wenn wir etwas nur mit grosser Mühe lesen», hatte schon Jorge Luis Borges erkannt, «ist der Autor gescheitert.» Kehlmann war es nicht.

Dabei hielt er selber die «Vermessung» keineswegs für vollkommen, und ihre Auflagenhöhe erschien ihm bald so unheimlich wie jenes «Nebelgespenst aus Zahlen» im «Bankraub», einer seiner besten Kurzgeschichten, das Markus Mehring in Gestalt eines Kontoauszugs plötzlich in den Händen hält: Durch den Fehler einer Bankangestellten wird er über Nacht zum Millionär.

Wie sollte diesem Erfolgstaumel ein nächstes Buch noch gewachsen sein? Patrick Süskind löste das Problem, indem er nach dem «Parfum» nichts Nennenswertes mehr schrieb. Kehlmann gab keine Interviews mehr, ging neben dem aufdringlichen Schatten seines Mediendoubles durch Wien spazieren und entwickelte die Idee zu einem Werk, wie es die deutsche Literatur bislang nicht gekannt hat: Ein Roman kann niemals perfekt sein, Kurzgeschichten aber durchaus – was also wäre, wenn sein nächster nur aus Geschichten bestünde, wie Kehlmanns Alter Ego Leo Richter in «Ruhm» seiner Gefährtin Elisabeth verrät, «ohne Hauptfigur und durchgehenden Helden»? So hat Kehlmann im Namen Richters, dieses «Autors vertrackter Kurzgeschichten von einer leicht sterilen Brillanz», ein lu-



Noch nie so brillant: Autor Kehlmann.

zides Labyrinth aus Schicksalen geschaffen, die sich verzweigen, kreuzen und spiegeln um eine gleissende Mitte herum: die Gnade, an der sich wie in Marcel Prousts, so auch in Kehlmanns Welt zuallerletzt die Grösse eines Autors bemisst. «Steril» war Kehlmann nie – und noch nie so brillant.

Der Titel gehorcht einem beerholmschen Trick: Man lässt das Publikum lediglich in jene Karten blicken, auf die es gerade nicht ankommt. Denn «Ruhm» handelt von dessen Kehrseite, dem Verschwinden und Vergessenwerden, dem Gefühl, blosser Statist zu sein im grossen Welttheater, unsichtbar für die anderen wie bei einem Telefongespräch und mithin zu Lebzeiten schon ein Gespenst. Eine Mobiltelefongesellschaft hat irrtümlich bereits existierende Nummern an einige Dut-

zend Neukunden vergeben, und so wird einer davon, der verschwindend unscheinbare Hans Elbling, von Anrufern für den berühmten Schauspieler Ralf Tanner gehalten, der sich seinerseits als ins Reich des Celluloid gebannter lebender Toter immer unwirklicher wird. Der Blogger Mollwitz bekämpft seine Daseinsöde mit Internet-Injurien gegen Tanner und hofft, als er seinem Lieblingsautor Leo Richter leibhaftig begegnet, dadurch endlich in eines seiner Bücher zu geraten und so wenigstens einmal in einer Geschichte zu sein. Die Anfrage einer Äbtissin nach der Rechtfertigung Gottes in einer Welt des Schmerzes und des Todes versetzt dem Existenzexperten Aurostos Blancos einen solchen Schlag, dass er in seinem Antwortschreiben zum ersten Mal hinter den Schleier seiner «wohligen Lügen» auf

eine ständig gefährdete Schöpfung blickt: Von seinem Fenster aus über der glitzernden Küste Rio de Janeiro «hatte er unzählige Sonnenuntergänge gesehen, aber immer noch schien ihm jeder wie der erste, und ihm war, als liefe ein kompliziertes Experiment ab, das Abend für Abend auch aufs schrecklichste fehlschlagen konnte. Gott ist nicht zu rechtfertigen, das Leben entsetzlich, seine Schönheit skrupellos, selbst der Frieden voll Mord, und gleichgültig, ob es Ihn nun gibt oder nicht, was ich nie zu entscheiden vermochte, habe ich keinen Zweifel daran, dass mein elendes Kriechen Ihn so wenig Mitleid abfordern wird wie das meiner Kinder.» Wenn da nicht Kehlmanns Mitleid wäre.

Ohne ein einziges randständiges Wort

Auch zu Rosalies Glück: Sie reist in ein Zürcher Sterbehilfzentrum, um ihr Krebsleiden zu verkürzen, verstrickt ihren Schöpfer Richter in einen Schlagabtausch, und Kehlmann, der grosse Unsichtbare dahinter, setzt die Charon-Gestalt des Taxifahrers aus seinem «Fernsten Ort» ans Steuer des Autos, das sie zur Sterbehilfe chauffieren soll; Richter verliert die Kontrolle über seine Erzählung und muss, um sie nicht gänzlich zu ruinieren, Rosalie aus dem ihr vorgesehenen Schicksal entlassen. Dabei kommt Richter «die absurde Hoffnung, dass dereinst jemand dasselbe für mich tun wird» und der Tod, wie schon Gauss in der «Vermessung» es sich wünschte, nichts weiter sein könnte als das Erwachen aus dem allseits geteilten Alptraum namens Realität. «Niemand», steht bei Kehlmanns Hausheiligem, Vladimir Nabokov, «wird jemals sterben.»

«Ruhm» ist in der Gewissheit geschrieben, dass Literatur im Angesicht des Todes nicht zu legitimieren ist, und gehört gerade deshalb, neben den Seiten über das Sterben der Grossmutter in Prousts «Guermantes» und Nabokovs «Durchsichtigen Dingen», zu den wenigen Romanprunkstücken, die nicht davor verblassen wie lächerlicher Spuk: wie ein Thriller von halluzinatorischer Wucht, ohne ein einziges randständiges Wort und perfekt ausbalanciert zwischen Komik und dem Horror existenzieller Not. Als Essenz seines bisherigen Werks rechtfertigt «Ruhm» denjenigen Kehlmanns endgültig: Mit dem «Fernsten Ort», «Ich und Kaminski» und der «Vermessung der Welt» ahnten manche, dass er der gegenwärtig bedeutendste Schriftsteller deutscher Sprache sein könnte; nun wissen sie es.

Daniel Kehlmann: Ruhm. Ein Roman in neun Geschichten. Rowohlt. 208 S., Fr. 34.90

Fortsetzung der Posaune

Von Peter Rüedi

Musikalität ist unteilbar, heisst es. Der Moder jene kann noch das Telefonbuch singen, sagt man. Keith Jarrett, wahrlich ein Grossgrundbesitzer an pianistischen Talenten, griff zeitweise gern zu Saxofonen, jeder Art Perkussion oder Antiquitäten aus der Geschichte des Keyboards (wie dem Klavichord), um die Geläufigkeit zu brechen, die Selbstverständlichkeit, die pianistischen Automatismen. Dennoch ist die musikalische Laufbahn von Lucas Heidepriem, geboren 1960 in Freiburg im Breisgau als Sohn der Jazzpiano-Legende Waldi Heidepriem, ungewöhnlich. Er war die deutsche Hoffnung auf der Posaune, gefördert von seinem Vorbild Albert Mangelsdorff, veröffentlichte 1990 ein schönes, ganz auf seine mit grossem Ton singende Trombone zentriertes Quartettalbum («Voicings»). Dann kam der Schock: Heidepriem zog sich eine Lippen-erkrankung zu und musste für immer von seinem Horn lassen.

Also suchte sich seine Musikalität einen anderen Weg. Lucas stürzte sich aufs Klavier und begann eine lange klassische Ausbildung bei Erik Siefert. Heute improvisiert er mit einem Pianotrio, das so sensibel und nach innen gerichtet kommuniziert, dass es nicht leicht mit einem andern zu vergleichen ist. Man könnte diesen Lyrismus (der am ehesten noch an die Pianokunst von Paul Bley anklängt) «implosiv» nennen. Heidepriem hat dafür die Bezeichnung «contemplatory music» erfunden, was einen gleichermassen kontemplativen und zeitgenössischen Jazz meint.

Jetzt gibt es davon eine CD, bewegende, nachdenklich bis melancholisch grundierte Musik; sechs Eigenkompositionen von Heidepriem und eine seines kongenialen Bassisten Johannes Schaedlich (der Schlagzeuger, ein Feingeist von der Raffinesse und unaufdringlichen Unvorhersehbarkeit eines Paul Motian, heisst Dirik Schilgen). Dazu der Standard «My Foolish Heart». Und eine Erinnerung an die Zeiten der unversehrten Lippe, ein Posaunenfragment über «Stella by Starlight». Wie um anzuzeigen, dass das Klavierspiel nichts anderes ist als die singende, ans Herz rührende Fortsetzung der Posaune mit anderen Mitteln. Schöne, monochrome, suggestiv Klanginnenräume.



Lucas Heidepriem Trio:
Next Return.
In-and-Out-Records
IOR CD 77094 2

Liederliche Verhältnisse

Mit «Life» startet eine neue US-Krimi-Serie auf SF 2: Raffinesse vom Feinsten. Von Wolfram Knorr



Unerreichter Erfindungsreichtum: Szene aus «Life».

Keine Berufsgattung hat einen derart starken Zulauf wie die der Kriminaler – im Unterhaltungsgewerbe. In Literatur und Fernsehen geht fast nichts mehr ohne den Kommissar, der wiederherstellen muss, was aus den Fugen geraten ist. Und aufgrund des Ermittler-Gewimmels gewinnt man den Eindruck, der Werteverfall der Gesellschaft sei enorm. Jedenfalls reichen mehrere Dutzend männliche Beamte nicht mehr; der Bedarf ist so riesig, dass längst auch Frauen an den Tatort müssen (und nicht wegen der Gleichberechtigung). Waren die ersten Aufklärer noch bürgerlich gesittete Bügelfaltenfatzkes (von Rockford bis Derrick), kommen die jüngsten Vertreter der Branche selbst aus liederlichen Verhältnissen. Schon der Lolli lutschende Glatzkopf Kojak wirkte verdächtig neurotisch, und Columbo in seinem ständig verknitterten Trenchcoat mit den Brotkrümeln in den Taschen hatte was Gossen-Schlampertes. Problemtypen, wohin man blickt – und manchmal ist gleich das ganze Gewerbe versaut, wie in «Life», der jüngsten TV-Serien-Kreation aus den USA.

Im Erfindungsreichtum bleiben die Amerikaner unerreicht. Detective Charlie Crews sass zwölf Jahre unschuldig im Knast (wegen dreifachen Mordes), wurde mit viel Geld entschädigt und musste wieder in den Dienst genommen werden – natürlich sehr zum Missfallen seiner Vorgesetzten.

Das Raffinierte und Bestechende an «Life» (der Titel bezieht sich sowohl auf den Richterspruch «lebenslänglich» als auch auf die Rehabilitation, die Chance für einen neuen Lebensanfang) ist die vertrackte Mixtur aus «Dr. House» und «Auf der Flucht». Zwar löst Crews, der seiner (unfreiwilligen) Partnerin Dani Reese (Sarah Shahi) unterstellt ist, in jeder Folge einen Mordfall, doch der Fortsetzungscharakter bleibt, weil Charlie Crews (vom Briten Damian Lewis blendend verkörpert) gleichzeitig herausfinden möchte, wer und warum man ihm die Morde in die Schuhe schob. Damit noch nicht genug: Dani, eigentlich seine Aufpasserin, ist wegen Drogensucht in Ungnade gefallen und wird von ihrer Chefin genötigt, Crews zu bespitzeln, um ihm ein Vergehen anhängen zu können. Sie möchte ihn loswerden.

Crews wird, wie einst Dr. Kimble («Auf der Flucht»), «gejagt», darf sich bei den Ermittlungen der Mordfälle keine Fehler erlauben und schnüffelt gleichzeitig in eigener Sache. Das ist Dramaturgie vom Feinsten. Wenn er komplizierte Fälle mit einer ähnlichen Arroganz wie Dr. House löst, seine Kollegin zur Weissglut bringt (die ihn eigentlich nicht bespitzeln möchte), dann entsteht genau das, was US-Serien konkurrenzlos macht: der lustvoll verknäulte Spass an hoher Spannung.

«Life»: Sonntag, 11. 1. 2009, 20 Uhr auf SF 2

Chorknaben ausser Rand und Band

Animal Collective machen Musik, wie die Architekten der Gotik Kathedralen bauten: in grosser Höhe und doch grazil. Von Albert Kuhn

Geografie ist Schicksal. Sagt Napoleon. Was also wäre das Schicksal von Musikern, die in Baltimore und New York aufgewachsen sind und ihr neustes Album nach einem Ort benannten: dem von Frank Gehry designten Amphitheater in Maryland, wo sie als Schüler ihre ersten richtig guten Bands auftreten sahen, darunter The Grateful Dead? Der Ort heisst Merriweather Post Pavilion.

Wer's gern kurz und bündig hat: Animal Collective sind die Beach Boys dieses Jahrzehnts. Der Last des zu grossen Erfolges entziehen sie sich geschickt, indem sie sich um genau das Jota zu experimentell geben, um im Tagesradio gespielt zu werden.

Wie aber soll man diesen Sound beschreiben? Man müsste die Architektur einer hochmittelalterlichen Kathedrale beschreiben: erstens, weil da paradox Vorchristliches mitschwingt (gotisch heisst: barbarisch), und zweitens wegen ihrer Höhe. Gegenüber der Romanik ermöglicht die gotische Bauweise eine freiere Gestaltung, grazilere Anmutung, grössere Fensterflächen, reicher flutendes Licht. Darin flattern die Stimmen von Animal Collective schwindelfrei unter der Kirchendecke, durch rhythmisches Wummern und betörendes Glockenklingeln nur schwach gestützt. Wie die Baumeister der Gotik gehen die Sound-Architekten von Animal Collective nach dem Prinzip Trial and Error vor und schaffen damit atemberaubende Song-Konstruktionen. Annäherungen an die Schwerelosigkeit. Die Sänger Noah Lennox (genannt Panda Bear) und David Portner (alias Avey Tare) sind zwei Chorknaben ausser Rand und Band.

In «My Girls», dem zweiten Song, jauchzt einer die extravaganten Gesangslinien, der andere setzt raffinierte Kontrapunkte, Kiekser und K. Instrumente? Auszumachen sind weder Gitarren noch ein reguläres Schlagzeug, dafür zwitschernde Elektronik und rumpelnde Trommeln. Noch unglaublicher ist «Summertime Clothes»: Als hätten Animal Collective einen der besten Songs der Band Arcade Fire genommen (etwa «No Cars Go»), ihn mit Hallräumen ums Zehnfache vergrössert und auf ihre Weise, also ohne alles Rock-Instrumentarium, neu arrangiert. Diese Musik ist – wie's der Amerikaner formuliert – *amazing* und *amusing* zugleich.

Aber woher der Jubel? Was ist der Grund? Animal Collective suchen und finden Klänge und Zusammenhänge, die es so bisher nicht gab. Nicht aus Lust am Exklusiven, sondern als neuen, verschärften Versuch von emotionaler

Kommunikation. Wer ihnen zuhört, kann nicht anders, als diese seltsame, durch und durch schöne und fremde Musik zu enträtseln versuchen.

«Merriweather Post Pavilion» klingt nach einer Version von Welt, die vor ein paar hundert Jahren eine andere Wendung genommen hat. Als wäre in der frühen Neuzeit nicht das Geld als Währung für alles und jedes eingeführt worden, sondern – *dream, dream, dream* – die Musik. Als emotionale, magische Mittlerin und Vermittlerin aller Lebensaktivitäten. Die Wellen, die Animal Collective aufrühren, erschüttern uns dahingehend, dass alles ganz und gar anders sein könnte, als es heute ist.

Lady Falke

«Ladyhawke» ist ein Mittelalterfilm von Richard Donner mit Rutger Hauer. Und der Künstlername von Phillipa «Pip» Brown aus Neuseeland, die derzeit in London Furore macht. Die Singles «Paris Is Burning» und «My Delirium» sind coole Städte- und Zustandsbeschreibungen, interessant gelangweilt und angenehm an Blondie erinnernd. Die Videos natürlich auf Youtube.

Animal Collective: Merriweather Post Pavilion. Musikvertrieb. Live 18. 1. Berlin.

Ladyhawke: Ladyhawke. Universal



Betörendes Glockenklingeln: Animal Collective.

Die Nummer 10 der Tenöre

Von Christian Berzins

Keiner wäre so gerne der beste Tenor der Welt geworden wie Roberto Alagna. Der 45-Jährige blieb aber immer zwischen dem dritten und dem siebten Platz hängen. Daran konnte auch die spektakuläre Ehe mit der schönen Sopranistin Angela Gheorghiu nichts ändern. Es brauchte schon einen Skandal, damit Alagna vor zwei Jahren wieder in die Schlagzeilen geriet: Nachdem ihn die Mailänder nach fünf Minuten auf der Bühne ausgebuht hatten, verliess er die «Aida»-Vorstellung. So offen hatte sich noch kein Sänger eine Demütigung anmerken lassen. Mitleid wich dem Spott.

«Singen hat mit der Sensibilität des Menschen zu tun, mit den Nerven. Wenn ein Sänger etwas müde oder gar kränkelnd ist, hört das jeder. Wenn der Dirigent krank ist, kann er arbeiten – ein kranker Regisseur noch besser als ein gesunder... Der Sänger aber denkt pausenlos: Habe ich versagt? Und so beginnt er, dem Dirigenten zu glauben. Dieser sagt: So und so war es, so und so muss es sein. Zum Schluss singen alle gleich, und die Dirigenten haben die Musik zerstört.»

Alagna liess sich nicht dreinreden und sagt im vergnüglichen persönlichen Gespräch: «Im Fussball ist der Schiedsrichter der Chef. Aber schauen Sie wegen des Schiedsrichters Fussball?» Ob der Dirigent wenigstens die Nummer 10 trage und der Spielmacher sei, frage ich. «Die 10 ist der Tenor.»

Mit dem Glauben, der Beste zu sein, versetzt Alagna Berge. Obwohl seine Stimme viel härter und farbloser als einst klingt, singt er nach wie vor in Wien und Mailand. Und er darf CDs aufnehmen. Zwar kommt wohl ein Studio-Arien-Rezital kaum mehr in Frage, aber Canzoni, so dachte wohl die Deutsche Grammophon, gehen immer. Doch reicht es denn, einfach ein Star zu sein? «Ob Sport, Kino oder Mode – überall braucht es Stars. Kinoregisseure sind oft besser als Opernregisseure, aber wenn sie keine Schauspielstars haben, geht niemand ins Kino.» Die Quintessenz? «Das Publikum geht wegen der Sänger in die Oper.» Vor allem wegen Roberto Alagna, denkt sich Alagna.



Roberto Alagna: Sicilien. DGG 2008

Christian Berzins ist Musikkritiker der *Mittellandzeitung*.

Der Empfang

Bei Mittelstürmer Keita und seiner Freundin versteckt sich ein illegaler Immigrant. Keitas Chef Eidenbenz darf nichts davon erfahren. «Doppelpass», Folge 7. Von Charles Lewinsky

«Prost», sagte Eidenbenz und trank. Er stellte sein leeres Bierglas ab, und jemand drückte ihm ein volles in die Hand. So wie es sein musste.

Der Klub, das war schon unter seinem Vorgänger so gewesen, feierte Weihnachten immer erst im Januar. Im Dezember hatte niemand Zeit für solche Anlässe, da hätte die Woche zwanzig Tage haben müssen, um all die Geschäfts- und Vereinsessen unterzubringen, zu denen man eingeladen war. Anfang Januar war ein viel besserer Termin. Wenn die Leute aus den Skiferien zurück waren und auch das Training wieder angefangen hatte. Der Bundesrat hielt seinen Neujahrsempfang ja auch immer erst dann ab, wenn die Diplomaten genügend Zeit gehabt hatten, ihren Silvester-Kater zu kurieren. Damit sie sich ordentlich in Reih und Glied aufstellen konnten, nur um dem Hans-Ruedi Merz die Hand zu schütteln. Was für die auch nicht gerade vergnügungssteuerpflichtig war. Da hatte man es hier im Klub schon lustiger.

«Prost», sagte Eidenbenz.

Überall hingen Girlanden und Fähnchen in den Vereinsfarben. Keine Weihnachtsdekoration, natürlich nicht. Davon hatten um diese Jahreszeit alle die Nase voll, seit die Plastiksami-chläuse neuerdings schon im Oktober begannen, die Fassaden hochzuklettern. Und keine Weihnachtslieder. Lieber zum tausendsten Mal «We Are the Champions» als Hintergrundmusik. «Wenn ich noch einmal Jingle Bells um die Ohren geknallt kriege, wird mir schlecht», hatte er verkündet. Natürlich nur privat. Man musste die Leute ja nicht vor den Kopf stossen.

Der Weihnachtsabend selber war eine Katastrophe gewesen. Sie hatten Sonja ein paar Tage aus der Klinik entlassen, nicht wegen ihrer Fortschritte, vermutete er, sondern weil sie dort über die Feiertage nicht genügend Personal zusammenbrachten. Sie lächelte jetzt viel, was ihn irritierte. Der neue Gesichtsausdruck passte nicht zu seiner Frau, die immer mehr ein Mäuschen gewesen war. Unauffällig halt. Und es steckte ja auch keine Fröhlichkeit hinter ihrem Lächeln. Wie angeklebt hing es ihr unter den leeren Augen.

«Prost», sagte Eidenbenz. Den Gast, der da aus dem Gewühl heraus das Glas zu ihm hin hob, kannte er gar nicht. Man musste die Einladungsliste mal wieder überprüfen.



Das Unheimliche, das, was Eidenbenz am meisten irritierte, war die Tatsache, dass Sonja plötzlich so gut funktionierte. Ja, funktionierte. Wie ferngesteuert. Wo es vorher Hochs und Tiefs gegeben hatte – immer weniger Hochs und immer mehr Tiefs –, war jetzt alles ausgeglichen und glatt. Nur ohne Kraft. Sie blieb manchmal einfach stehen oder sitzen, hörte nicht mehr, was man zu ihr sagte, und vergass, mit was sie gerade beschäftigt war. Wie eine Uhr stehenbleibt, wenn sie nicht richtig aufgezo-gen ist.

Aber sie schluckte wenigstens diese Pillen nicht mehr, das war doch schon mal etwas. Wenn sie nicht irgendwo im Haus noch welche versteckt hatte. In den letzten Monaten bevor sie in die Klinik kam, war sie in dieser Hinsicht sehr geschickt geworden.

Den Weihnachtsabend selber verbrachten sie natürlich nicht zu Hause. Sonja konnte die Arbeit ja nicht machen, und überhaupt... Schwierige Verhandlungen führte Eidenbenz auch lieber auf neutralem Gelände. Das hatte sich immer bewährt.

«Exklusives Fünfgangmenü in festlicher Atmosphäre», hatte das Hotel versprochen. Nun ja, gegen das Essen war nichts einzuwenden gewesen. Das konnte man ja wohl auch verlangen bei diesen Preisen. Nur warum sie das immer alles so kompliziert benennen mussten, das hatte er noch nie verstanden. Aber es war alles erstklassig, und auch nicht zu schickimicki, sondern handfest, so wie er das mochte. Wo man auch etwas auf dem Teller hatte ausser Verzierung.

Aber die Stimmung...

«Prost», sagte Eidenbenz und klopfte auf eine Schulter. «Na klar werden wir dieses Jahr Meister. Wer denn sonst?»

Jemand reichte ihm ein neues Glas.

Philipp hatte sich auch an Weihnachten schlecht benommen. Wie immer in letzter Zeit. Hatte sich geweigert, eine Krawatte anzuziehen. «Der Stern von Bethlehem war auch kein Mercedes-Stern», hatte er gesagt. War ganz stolz auf den uralten Spruch. In der Protestphase halt.

Und dann, am Tisch, hatte er praktisch kein Wort gesagt. Nur seine Mutter angesehen und ihr ab und zu die Hand getätschelt. Was Sonja mit einem Lächeln beantwortete. Aber sie lächelte jetzt ja dauernd.

Damit man nicht völlig stumm am Tisch sass, hatte Eidenbenz den ganzen Abend allein Konversation machen müssen. Die Themen waren ihm schon vor dem Tafelspitz vom Wagyu-Kobe-Beef ausgegangen. Es machte wirklich keinen Spass, ein Fünfgänger mit zwei Leuten, die das gute Essen einfach stehen liessen. Sonja sowieso und Philipp aus Trotz. Nur weil der irgendwo gelesen hatte, Wagyu-Rinder würden mit Bier gefüttert und täglich massiert. Solang auf der Welt so viele Menschen Hunger litten, sei das eine Schande. Wenn er nur immer etwas zu stänkern hatte.

Ein furchtbarer Weihnachtsabend war das gewesen. Eidenbenz hatte schon vor den Schokoladevariationen auf Orangenschau angefangen, auf die Uhr zu sehen. Nach dem erlösenden Kaffee hatte er sich dann ausnahmsweise einen Schnaps erlaubt. Nicht einmal ein Bier gab es



zum Essen, weil Sonjas Ärzte um diesen Verzicht gebeten hatten.

«Prost», sagte Eidenbenz zu niemand Bestimmtem.

Hinterher hatte es Philipp dann plötzlich eilig gehabt. Er wolle noch in den Ausgang. Am Heiligen Abend und nach Mitternacht. Früher war man um diese Zeit ins Bett gegangen.

«Du musst dich schon entscheiden, über was du dich beschweren willst», hatte Philipp gesagt. «Entweder ist noch Abend, oder es ist nach Mitternacht.» Und Sonja hatte gelächelt.

Traurig, dieses Lächeln.

Er war nicht froh gewesen, als sie wieder in die Klinik einrücken musste, natürlich nicht. Aber es war schon besser, wenn sie dort die Pflege bekam, die sie in ihrem Zustand brauchte. Und wenn sie für einige Zeit aus dem Rampenlicht verschwand. Nicht dass noch irgendwelche Gerüchte entstanden.

«Prost, Herr Eidenbenz.»

Das war die hübsche ... Wie hiess sie schon wieder? Claudia. Die Verlobte vom Keita. Ein nettes Mädchen. Nicht Eidenbenz' Typ, natürlich, auch wenn er zwanzig Jahre jünger gewesen wäre. Oder dreissig. Zu dünn für seinen Geschmack. «Eine Frau ist wie ein Kotelettknochen: An beiden muss etwas dran sein.» Der Spruch kam immer gut an.

«Und ein erfolgreiches neues Jahr.»

«Werden wir haben», sagte Eidenbenz. «Werden wir haben.»

Früher, als Sonja noch auf solche Sachen achtete, hatte sie einmal behauptet, wenn er anfange, die Dinge doppelt zu sagen, dann wisse man, dass er betrunken sei. Unsinn, natürlich. Wegen

ein paar Schluck Bier war ein Eidenbenz noch lang nicht besoffen. Noch sehr lang nicht.

«Wo hast du deinen Tom?», fragte er. Claudia machte eine Geste, die das ganze Gedränge der Gäste einschloss. «Irgendwo dort drüben.»

«Du musst ein bisschen auf ihn aufpassen, Mädchen.» Eidenbenz war in einer jovialen Stimmung, und wenn ihm so zumute war, nannte er alle Frauen Mädchen. Vor allem, wenn sie jung und hübsch waren. «Nicht dass ihn dir noch eine andere wegschnappt.»

«Da ist wohl keine Gefahr, Herr Eidenbenz.»

«Sag das nicht, Mädchen. Sag das nicht.» Ohne es zu merken, fing Eidenbenz schon wieder an, seine Sätze zu wiederholen. «Es würde es noch manche gern einmal mit einem Neger probieren.»

«Das hätte ich jetzt nicht sagen sollen», dachte er im gleichen Moment. Aber diese Claudia schien nicht beleidigt zu sein, sondern lächelte freundlich. Ein hübsches Lärchen.

Nur viel zu dünn.

«Du hast ja gar nichts zu trinken.» Er winkte eine der Frauen vom Partyservice zu sich. Die Geste geriet ihm ein bisschen zu gross. In seinem Glas war doch noch mehr Bier gewesen, als er gedacht hatte.

«Hoppla», sagte er. Und gleich noch einmal: «Hoppla.»

«Nichts passiert, Herr Eidenbenz. Bier macht ja keine Flecken.»

Ein nettes Mädchen. Wirklich sehr nett.

Die Frau mit dem Tablett stand jetzt bei ihnen, und er tauschte auch noch gleich sein eigenes Glas gegen ein volles aus. *Gouverner, c'est prévoir.*

Was hatte er sagen wollen? Ach ja, natürlich.

«Wegen vorher ... Nicht dass du denkst, ich hätte Vorurteile.»

«Natürlich nicht, Herr Eidenbenz.»

«Überhaupt keine Vorurteile. Ich habe nichts gegen Neger und nichts gegen Ausländer. Schon gar nicht, wenn sie Fussball spielen können.»

Er lachte, das laute Eidenbenz-Lachen, und sie lachte mit. Hatte den Witz verstanden. Eine junge Frau mit Humor. Sehr gut. Es waren nicht alle so intelligent.

«Es ist so ...», sagte er. «Es ist so ... Wenn einer was leistet, dann ist er auch willkommen. Nur die Schmarotzer.» Ein schwieriges Wort zum Aussprechen. Das war ihm noch gar nie aufgefallen. «Nur die Schmarotzer, die haben bei uns nichts zu suchen. Die nur kommen, um sich in die Hängematte zu legen.»

«Welche Hängematte, Herr Eidenbenz?»

Doch nicht so intelligent.

«AHV», sagte er. «IV. All das, was wir uns mühsam erarbeitet haben. Mühsam erarbeitet. Kommen einfach her und meinen, die Schweiz sei ein Selbstbedienungsladen. Aber weisst du, Mädchen, wen ich noch viel mehr auf der Latte habe? Noch viel mehr auf der Latte?»

«Ja, Herr Eidenbenz?»

«Die Leute, die das auch noch unterstützen. Wie jetzt bei dieser Kirchenbesetzung in Zürich. Die meinen, wir müssten jedem Asyl geben, der bei sich zu Hause keine Stelle findet. Jedem Asyl. Oder gleich den roten Pass. Dabei: Schweizer zu sein, das hat man nicht in seinen Papieren. Das hat man hier.» Eidenbenz schlug sich mehrmals gegen die Brust. «Hier hat man das.»

«Ich glaube, ich sollte jetzt wirklich den Tom suchen.» Sie hatte von ihrem Bier noch überhaupt nichts getrunken. Nur daran genippt.

«Moment», sagte Eidenbenz. «Jetzt kannst du etwas lernen, Mädchen. Weisst du, wer die Schlimmsten sind? Die Allerschlimmsten?» Die Worte kamen ihm jetzt flüssig und die Gesten auch. «Leute, die solche Wirtschaftsflüchtlinge auch noch bei sich verstecken. Wirtschaftsflüchtlinge einfach verstecken. Illegal. Denen irgendwelche zugelaufenen Herrschaften wichtiger sind als unsere Gesetze. Denen sollte man ... Weisst du, was man denen sollte?»

Ihm war plötzlich schwindlig. Wahrscheinlich wegen des Lärms und wegen der vielen Leute. Man wurde nicht jünger.

«Wollen Sie sich nicht ein bisschen hinsetzen, Herr Eidenbenz?»

Ein nettes Mädchen. Zu dünn, aber nett.

«Bei solchen Leuten», sagte er, während sie sich nach einem Stuhl für ihn umsah, «bei solchen Leuten geht mir das Sackmesser im Sack auf. Verstehst du, was ich meine, Mädchen? Das Sackmesser im Sack.»

Folge 8 des Fortsetzungsromans in der nächsten Weltwoche

Ausdehnung der Personenfreizügigkeit
auf Bulgarien und Rumänien:

144.8517

Ein **NEIN** nützt der Wirtschaft

Die Ausdehnung der Personenfreizügigkeit auf Bulgarien und Rumänien bringt der Schweiz mehr Arbeitslosigkeit. Das bedeutet: Mehr Lohnabzüge und Erhöhung der Mehrwertsteuern! Denn nur so können die stetig steigenden Belastungen unserer Sozialwerke finanziert werden. Das bezahlen alle: Die Arbeitgeber und Arbeitnehmer! Damit wird die Konkurrenzfähigkeit der Schweizer Wirtschaft zusätzlich geschwächt.

- ➔ **NEIN** zu mehr Arbeitslosigkeit
- ➔ **NEIN** zur leeren Arbeitslosenkasse
- ➔ **NEIN** zu ruinierten Sozialwerken

Darum:

Personenfreizügigkeit
Bulgarien und Rumänien

NEIN

Überparteiliches Wirtschafts- und Gewerbekomitee gegen die Personenfreizügigkeit, Postfach 8252, 3001 Bern.
Mit einer Spende auf PC 30-209744-4 unterstützen Sie dieses Inserat. Mit herzlichem Dank.

Darf man das?

Leser fragen, die Weltwoche antwortet

Darf man ablehnen, wenn man gefragt wird, ob man Gotti werden möchte?

Maria Ursprung, Solothurn



Sie wurden von Freunden nach langem Evaluationsverfahren dazu auserkoren, im Falle eines Falles für ihr Liebstes, für ihr eigen Fleisch und Blut zu sorgen? Und Sie sagen: «Ach, nein, lasst mal, mir ist grad nicht so drum... Und vielleicht will ich ja später noch zu H&M, und dann wär das ganz schön unpraktisch... so mit einem Kind.» Was für ein Mensch sind Sie?

Nein, man lehnt nicht ab. Man windet sich in einer eleganten Pirouette raus, entschuldigt sich, dass man eben schon Gottenkinder hat (falls nicht, rascher Blick in die Top Ten der Namensliebblinge), was wirklich eine grosse Aufgabe ist, man sich nicht verzetteln will und emotional fokussieren (sowie nicht öfter als viermal pro Jahr in den Franz Carl Weber) möchte. Etwa in der Art. Nicht, dass ich da Erfahrung hätte.

Dominique Feusi

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

ERLEBNIS
SPA-WELLNESS
INKLUSIVE!

LICHTERFÜLLTER
JANUAR - ECHT FERIE!

Magie und Ruhe des Hochwinters.
Grosser SPA-POOL-BEAUTY & Therapie-Bereich -
Kinderclub. Direkt bei Skilift, Gondelbahn, Skischulen
und Loipen.

7 Tage Zi./Frühst. ab CHF 1145.- (im DZ p.P.)
Wintersaison bis 19. April 2009

CP CRESTA PALACE

CELERINA HOTEL - SPA

Cresta Palace Hotel CH-7505 Celerina/St. Moritz
Tel. 081 836 56 56, Fax 081 836 56 57, www.crestapalace.ch
H.P. + E. Herren

Qualität, die man buchen kann

DIE WELTWOCH

Informieren Sie sich
Telefon 043 444 57 02
anzeigenid@weltwoche.ch

Zitate

Tages-Anzeiger

Der [Zürcher] Regierungsrat muss erneut Fragen im Zusammenhang mit dem eingestellten Strafverfahren gegen den Ex-Armeechef Roland Nef beantworten. In einer Interpellation wirft Claudio Schmid (SVP, Bülach) Justizdirektor Markus Notter (SP) vor, sein Bericht vom September sei «lückenhaft und nicht neutral». Der Vorstoss löste unterschiedliche Reaktionen aus. SP-Fraktionschef Nicolas Galladé warf der SVP vor, sie handle nach dem Prinzip: «Weltwoche lesen, Vorstoss schreiben.» Nach Ansicht von FDP-Fraktionschef Thomas Vogel (Illnau-Effretikon) zielt der SVP-Angriff bloss noch auf Justizdirektor Notter, da Nef und Bundesrat Samuel Schmid nicht mehr im Amt sind.

Tages-Anzeiger, 6. Januar 2009

NZZ am Sonntag

Daniel Jositsch, Experte, ist nicht nachtragend. Vor anderthalb Jahren noch hatte ihn die *Weltwoche* als wissenschaftliches «Fliegengewicht» kritisiert, das «problematische Vereinfachungen» in Kauf nehme und das so gut wie niemand sonst «nichts Neues» sagen könne. Die Kritik hinterliess offensichtlich weder beim Kritisierten noch bei den Kritisierenden Spuren. Heute nämlich schreibt Jositsch als Strafrechtsexperte regelmässig Artikel für die *Weltwoche*.

NZZ am Sonntag, 4. Januar 2009

Sonntag

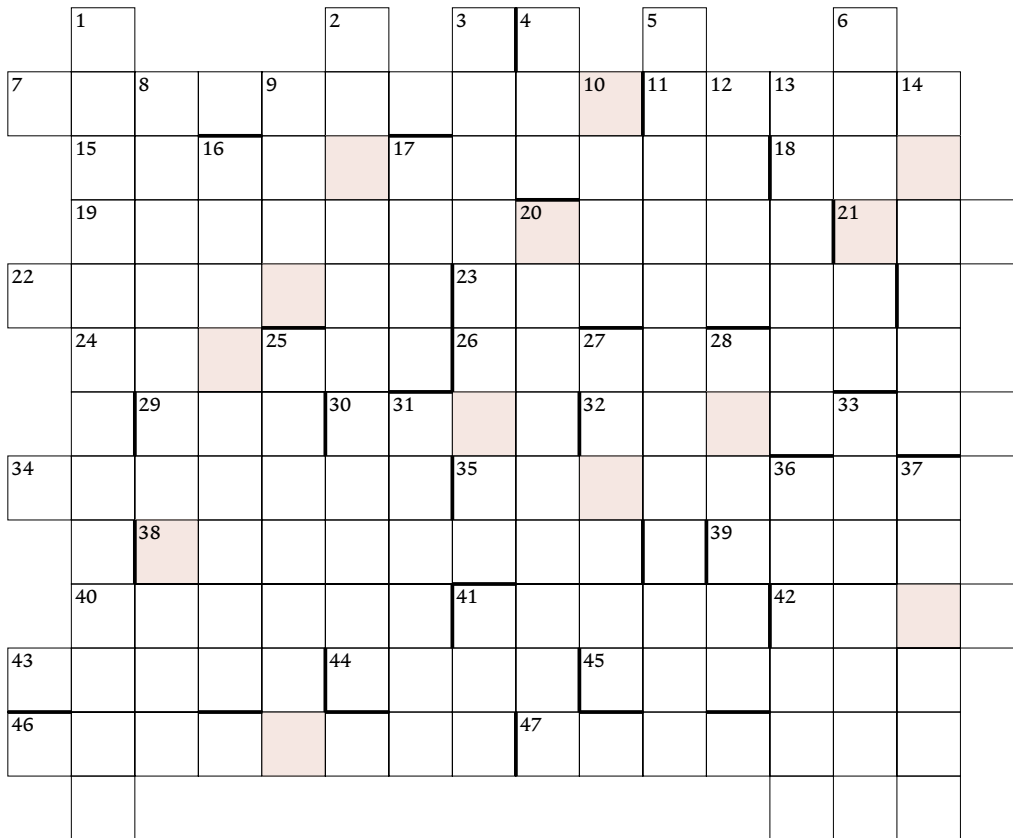
Denner-Chef Philippe Gaydoul gibt sich gegenüber der *Weltwoche* zuversichtlich, «dass das allgemeine Preisniveau im Detailhandel in der Schweiz in absehbarer Zeit um zehn bis zwanzig Prozent sinkt». Schön für Gaydoul: Er ist nur noch bis Ende Jahr Chef des Discounters Denner und wird somit das Versprechen kaum mehr selber einlösen können.

Sonntag, 4. Januar 2009

NEWS

«Raben sind gefräßige, aggressive und verschlagene Vögel», sagte SVP-Parteipräsident Toni Brunner gestern bei der Präsentation der Kampagne gegen die Personenfreizügigkeit. Offenbar sind die SVP-Strategen keine regelmässigen Leser der ihnen eher gut gesinnten *Weltwoche*. Im März 2007 verfasste das Wochenblatt drei Seiten zum Thema Raben mit dem Titel «Gefiederte Menschenaffen» und pries dabei ihre aussergewöhnliche Denkleistung. Nirgends steht weder «gefräßig», noch «aggressiv» oder «verschlagen». Das Gegenteil ist der Fall: «Kein anderer Vogel zeigt mehr Anpassungsfähigkeit», steht da.

News, 31. Dezember 2008



Lösungswort — Höllische Grillade

Die eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — (v. h. = von hinten) 7 Fokussierte Essenz. 11 Ziggy Stardusts Messer (v. h.). 15 Zeit mit Goldplombe. 18 Rezyklierbarer Teil des Dschungelbären. 19 Ist der Adressat zwingend vor der Lektüre. 21 Zeitlicher Standard im Osten. 22 Hauptpersonen in der «Lotta doppia». 23 Hollys legendäre Raschbruchlampen. 24 Kriegte 6 Tage lang massiv aufs Dach. 26 Süßner sizilianischer Schaumtraum. 29 Millionseierfieberpeggy. 30 Der Wurfbude wurden die halben Dosen weggeschossen. 32 Kriecht eingänglich ins Gehör. 34 Hätte Ulrike von ihrem Bauerngut gesagt. 35 Vegetauglicher Nährboden für Stotterer. 38 Die alten Trierer waren um des Reimes willen cleverer. 39 Das Popsternchen hat sich akustisch zu «Vaya con dios» verirrt. 40 Ist nie alleine zu bewerkstelligen. 41 In Frankreich ist bei Befehlen alles in Ordnung. 42 Die Brigach tut sich mit ihr 40 Waagrecht zur Donau. 43 Womit in Italien nicht nur Calciatori auftreten. 44 Ohne lässt sich das Tuch nicht bei der Stange halten. 45 Der grosse Hundepate des Duweisstschonwerjägers. 46 Namensgeber einer elementaren 15er-Gruppe. 47 Wo Volare zu fliegen begann.

Senkrecht — (v. h. = von hinten) 1 Explosiver Bodenbelag. 2 Nur komplett mit englischem Kuckucksnest. 3 Was Zebrarest und Arzterbse u. U. sind. 4 Da ist guter Parlamentarier teuer. 5 Christinas Sport nebst Partnerwechseln. 6 Die 1. Marchioness of Pembroke konnte sich nicht behaupten. 8 Äquivalentkonzentration ist Business as usual. 9 Wo die Saugfähigkeit im Kniegelenk den Ursprung hat. 10 Von Tofus kommende Dichtmasse. 12 Blitz aus heiterem Briten. 13 Der Fluss in Mecklenburg-Vorpommern ruft Amerikaner zum Krieg auf. 14 Busen- und Stummfilmkracher. 16 Drehte Goliath damit seine Runden? 17 Die Farbe von 45 Waagrecht in französischer Version. 20 Wurde im Vivisbachbezirk vom Heiligen Martin geschluckt. 25 Cassandra war nicht fürs Radio berufen. 27 Die Schlange mit Kurzreizdarmsyndrom kann damit skaten. 28 Teppichbewohner. 31 Eiland der Einsiedler. 33 Sein Vampir war 1922 der Plumpe Horror (v. h.). 36 Er ergänzt ein Territorium zu dessen Herrscher. 37 Im staatlichen Bereich erscheint sie vernünftig. 41 Der alte Mutterbruder leistet Widerstand.

© Daniel Krieg - Rätsel Agentur

Lösung zum Denkanstoss Nr. 98

	E	W	U		L	F		E						V	
A	X	T	I	M	H	A	U	S	T	K	I	D	R	E	V
	T	I	E	F	A	U	S	L	A	E	U	F	E	R	
	R	E	W	A	R	D	S	O	M	M	E	A	N	K	A
T	A	F	E	L	D	A	S	G	O	E	T	H	E	A	
	P	S	I	L	W	O	T	A	N	N	E	R	E	U	S
C	O	C	T	E	A	U	A	N	S	A	G	E	R	F	
	L	H	A	R	R	I	P	O	T	T	E	R	A	S	T
B	I	L	D	W	E	R	F	E	R	E	M	R	E	P	
	E	A	V	E	N	U	E	C	O	D	E	I	N	R	
A	R	G	E	N	T	I	N	I	E	N	I	M	K	E	R
	E	I	N	E	R	N	E	L	S	O	N	A	E	I	
	N		T					E			B			S	

Waagrecht — 8 AXTIMHAUS (Weberknecht = Zimmermann) 12 TKIDREV (Verdikt von «vere dictum») 16 TIEFAUSLAEUFER (= meteorolog. «Okklusion») 18 REWARD (= Bounty = engl. Belohnung) 19 SOMME (= frz. Betrag) 21 ANKA (= schwed. Ente; Paul ..., kanad. Entertainer) 22 TAFEL 23 DAS (Rechtsschutzversicherung) 24 GOETHE 25 SIL (...brig) 26 WOTAN (= Odin; Raben Hugin u. Munin) 28 NEREUS (wurde von Herakles gefesselt) 29 COCTEAU (Jean ..., frz. Autor; starb 1963 einen Tag nach E. Piaf) 30 ANSAGER 33 HARRIPOTTER (= dt. Heinrich Töpfer) 36 AST (...gabel) 37 BILDWERFER (Projektor) 40 EMREP (Permeabel) 42 AVENUE («Fith ...» in New York) 44 CODEIN (Code in) 46 ARGENTINIEN (D. Maradona) 47 IMKER 48 EINER (= Skiff (Bootsklasse); «... für alle, alle für ...») 49 NELSON (Horatio ..., brit. Admiral † 1805; Horatio Caine, Figur in «CSI: Miami») 50 AEI (in «Datei» u. «Schänis»)

Senkrecht — 1 EXTRAPOLIEREN 2 WIEWEIT 3 UMFALLER 4 LAUDA (eh. österr. Formel 1-Fahrer in «Laudanum») 8 FUSSTAPFEN 6 ETA (7. griech. Buchstabe; bask. Terrorgruppe) 7 VERKAUFSPREIS 9 TIEFSCHLAG 10 HARDWARE 11 SLOGAN (von schott. «sluagh-ghairm» = Kampfgeschrei) 13 KEMENATE (heizbarer Burgraum) 14 IUETE (Jüte = Germane; berlinerisch f. «Güte») 15 RENEE (weibl. Skinhead) 17 FAHRER 20 MONSTROES (aus «Rosenmost» und «Sternmoos») 27 OUI (= frz. ja; in «Aouita») 31 GEMEIN (...platz) 32 RAENKE (= Kurven; ...schmied) 34 ADVENT 35 OECIL (Liceo = ital. Gymnasium; von «Lykeion» Apollonhain bei Athen) 38 WEN (...fall = Akkusativ) 39 RUINE 41 RIMA (Marco ..., in «Die Wochenshow») 43 NTR (Abk. f. Nachtrag) 45 DNOB (Bond «Ein Quantum Trost»)

Lösungswort — **MUNDHARMONIKA**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Polymere Werkstoffe,
Feinchemikalien/Engineering



Nespresso. What else?



Entdecken Sie mehr auf www.nespresso-whatelse.com

NESPRESSO[®]

Die Seele des Kaffees